

Heimatwelt



Mit Beiträgen von
Gemeindearchiv Weimar
Geschichtsverein Weimar

Heft Nr. 54/2018

Herausgeber:
Gemeinde Weimar (Lahn)

Redaktion: Michael Endter

Inhalt

Das Trinkwasser in den Ortsteilen der Gemeinde Weimar

Geschichtlicher Rückblick von Otto Weimar	3
Wasser für Niederweimar von Hans Schneider	3
Das Trinkwasser in Roth von Otto Weimar	4
Das Trinkwasser in Wolfshausen von Otto Weimar	7
Die Wasserversorgung der Argensteiner in den Kriegsjahren von Günther Klein	9
Aus dem Hauspredigtbuch der Familie Heinrich Greif, Roth	18
Der Volksempfänger von Otto Weimar	20
Unsere Dörfer im Wandel der Zeit (2/2) von Hans Schneider	21

Kleine Mitteilungen

Briefe von ehemaligen Evakuierten (S. Becker)	9
Zum Hausnamen „Pales“ (S. Becker)	12
Gesindedienst und uneheliche Schwangerschaft (S. Becker)	12
Eine Skizze der alten Kirchhofspforte in Wenkbach (S. Becker)	13

Bücherschau

Anja Wienkemeier: Fließendes Frischwasser – eine mittelalterliche Bleirohrleitung	6
Werner Schön: Mesolithische Fundstellen im Lahntal bei Niederweimar	15
Regine Müller, Claudia Nickel: Der Dünsberg im Gleiberger Land	15
Christoph Weihrauch: Stall, Küche, Wohnraum?	15
Hans-Christoph Strien, Christa Meiborg: Ein ungewöhnlicher Befund der Linearbandkeramik	16
Dieter Neubauer: Ofenkacheln schreiben Stadtgeschichte	16
Alexander Pust: Früh- und hochmittelalterliche Tierreste von der Marburg	16
Norbert Kartmann (Hrsg.): Hesse ist, wer Hesse sein will ...?	17

Das Trinkwasser in den Ortsteilen der Gemeinde Weimar

Geschichtlicher Rückblick

von Otto Weimar

Die Dörfer der Gemeinde haben sich früher mit Wasser aus eigenen Brunnen oder aus Quellen versorgt. In Mittelhessen, auch in unserem Raum, stieg in den Nachkriegsjahren nach 1945 durch die Aufnahme vieler Flüchtlinge und die Ansiedlung neuer Gewerbe- und Industriebetriebe der Wasserverbrauch erheblich. Im Landkreis waren damals noch ca. 60 Gemeinden ohne eine zentrale Wasserversorgung. Die Versorgung in den Gemeinden durch eigene Brunnen war meistens hygienisch nicht einwandfrei. Der allgemeine Lebensstandard nahm zu und so stieg auch der Wasserverbrauch pro Einwohner. Das Wasserangebot in vielen Gemeinden reichte für die Bevölkerung damals und für die Zukunft nicht mehr aus. Das Problem der Beseitigung zukünftiger Versorgungsengpässe, besonders in den Sommermonaten, zwangen die Landesregierung und die kommunalen Behörden zum gemeinsamen Handeln. Eine Lösung war die Wiederbenutzung des Grundwasservorkommens im Gebiet Stadtallendorf und später Wohratal. Dieses Wasservorkommen wurde während des 2. Weltkrieges von zwei Munitionsbetrieben genutzt und später

stillgelegt. Nach Aussage des hessischen Landesamtes für Bodenforschung wäre die Wiedernutzung des Grundwassers in Stadtallendorf eine sichere Versorgungsquelle für Mittelhessen, alle sonstigen kleineren Grundwasservorkommen waren nicht ausreichend. Man war überzeugt, dass die zukünftige Wasserversorgung der Städte und Gemeinden geregelt werden müsse. Die Kommunen waren bereit, sich zu einem Wasserverband zusammen zu schließen. Es gab auch eine Zusage von Land und Bund auf finanzielle Hilfe.

So kam es am 25.03.1955 zur Gründung des „Wasserverbands Mittelhessische Wasserwerke“ (WMW) mit Sitz in Gießen.

Nun konnte das Leitungsnetz in der Region und die Brunnenanlage in Stadtallendorf ausgebaut werden, die Städte und Dörfer wurden durch den Wasserverband mit Trinkwasser versorgt. Der Wasserverband wurde 1982 in den „Zweckverband Mittelhessische Wasserwerke“ (ZMW) umgewandelt. Oberstes Ziel des Zweckverbandes ist die sichere und bezahlbare Trinkwasserversorgung der Bürger.

Quelle: eigenes Archiv u. OP 03 1995

Wasser für Niederweimar

von Hans Schneider

Ohne das Element Wasser gäbe es kein Leben auf dieser Erde. Menschen, Tiere und auch Pflanzen können ohne Wasser nicht auskommen. Daher ist jegliche Planung für eine Siedlung vom Vorkommen des Frischwassers abhängig.

Der Chronist Herbert Kosog schreibt in der Heimatwelt Nr. 18 im Jahr 1985, dass im Jahr 1717, also vor rund 300 Jahren, in Niederweimar zwei öffentliche Brunnen und 12 Brunnen in Privatbesitz auf Bauernhöfen bestanden. Im Dorf in seiner Rundung einschließlich „der Insel“ wohnten zu dieser Zeit ca. 260 Einwohner. Es werden 43 Familien mit Haus und

Ländereien aufgeführt. Daraus wäre zu schließen, dass noch weitere Brunnen, ob gemauert oder geschlagen, in Privatbesitz waren. Soweit mir bekannt ist, haben sich die sogenannten „kleinen Leute“ ihr Wasser bei den öffentlichen Schöpf- Brunnen, später Schwengel-Brunnen, geholt. In meiner Zeit und noch bevor sich die Gemeinde vergrößerte, haben die Bewohner und Neusiedler ihr Wasser von auf eigenem Grundstück „geschlagenen Brunnen“ bezogen. Meine Familie und weitere Familien aus der Nachbarschaft sowie aus dem gesamten Dorf ließen sich in den 1930er Jahren elektrische Wasser-Versorgungsanlagen einbauen. Die

Wasserpumpe wurde durch einen Motor getrieben, der das Wasser in einen Speicherbehälter beförderte. Unser Behälter fasste ca. 10 Eimer Wasser. Waren diese verbraucht, sprang der Motor automatisch wieder an und füllte den Behälter erneut.

Mit der Einführung der zentralen Wasserversorgung, hier in Niederweimar im Jahre 1953, änderte sich das alles. Die öffentlichen, sowie auch die im Privatbesitz befindlichen Pumpen wurden entbehrlich, soweit das Wasser nicht im Garten oder für andere Zwecke gebraucht wurde. Man sparte dadurch Geld. Aber es wurde ein stiller Zwang seitens des Wasser-Zweckverbandes ausgeübt, denn dieser wollte sein Wasser doch verkaufen.

Ich erinnere mich: Bürgermeister Schleich lud Anfang der 1950er Jahre die Bevölkerung zu einer Informations-Versammlung in die Gastwirtschaft Bruder ein. Der Bürgermeister

wollte sich erkundigen, ob ein allgemeines Interesse an einer Mitgliedschaft beim Wasserversorgungs-Verband bestand. An der Versammlung habe ich auch teilgenommen. Es folgte eine rege Diskussion, die mit der Bemerkung von einigen Teilnehmern endete: „Dann müssen wir das Wasser ja bezahlen, was uns jetzt nichts kostet“. Der anwesende Verbandsvertreter erwiderte auf die Bemerkungen über die Wasserkosten: „Der cm Wasser kostet 6 Pfennig, und wenn die Anlage bezahlt ist, wird es billiger“. Was aus dieser Anmerkung geworden ist, wissen wir heute. Eine große Mehrheit der Anwesenden sprach sich für die Mitgliedschaft beim Wasserverband aus. Mit der Teilnahme am Verband wurde die Bebauung des Weinberges erst möglich. Die zwei öffentlichen Brunnen und wohl auch die Privatbrunnen werden Denkmäler bleiben.

Das Trinkwasser in Roth

von Otto Weimar

Trinkwasser ist unser wichtigstes Lebensmittel. Es sollte stets sauber und schadstofffrei sein.

In Roth wurde das Wasser bis 1956 aus Brunnen im Dorf geschöpft oder auch gepumpt. Im alten „Steuerkataster der Gemeinde, Amt Fronhausen, von 1773“ werden 35 Schöpfbrunnen genannt.

Diese Brunnen sind abhängig vom Grundwasser und somit vom Wasserstand der Lahn. In trockenen Jahren sinkt der Wasserstand in den Brunnen. Früher hatte also nur derjenige immer genügend Trinkwasser, der das Glück hatte, dass sein Brunnen auf eine unterirdische Wasserader stieß.

Bis 1874 befand sich der Friedhof direkt an der Kirche, mitten im Dorf. Bei hohem Grundwasserstand konnte es vorkommen, dass der Sarg, nachdem er ins Grab gelassen war, im Wasser stand. Aus Erzählungen älterer Dorfbewohner wissen wir: Nur fünfzig Meter vom Friedhof entfernt befand sich schon der nächste Brunnen. Ob diese Nähe den Bürgern gesundheitlich geschadet hat, ist nicht überliefert.

Bereits Anfang 1914 plante man eine gemeinsame Trinkwasserversorgung für die Dörfer im Lahntal. Über ein Gruppenwasserwerk sollten alle Orte im Lahntal südlich von

Marburg mit Trinkwasser versorgt werden. Die Tiefbrunnen samt Pumpstation wollte man an einer günstigen Stelle in der Lahnaue bauen. Es ist anzunehmen, dass der Erste Weltkrieg das Vorhaben gestoppt hat (700 Jahre Wenkbach: Geschichte und Geschichten 1302-2002).

Unsere Brunnen im Dorf wurden also weiter genutzt, wie in den Jahrhunderten zuvor. Im Februar 1941 ereignete sich dann ein verhängnisvoller Zwischenfall.

Damals wurde das Abwasser der Allendorfer Sprengstoffwerke über die Ohm in die Lahn eingeleitet. Der zuständige Landrat hatte dafür eine befristete Sondergenehmigung erteilt – obgleich von den Behörden in Marburg eine nachteilige Einwirkung auf die Wasserversorgung der Stadt befürchtet wurde. Aktenkundig ist, dass am 26. April 1941 eine starke rot-braune Färbung des Lahnwassers festgestellt wurde, woraufhin der damalige Bürgermeister der Stadt Marburg ebenso wie der Kurator der Universität Einspruch gegen die Abwassereinleitung erhoben. Im Juni, also zur schönsten Badezeit, musste das Gesundheitsamt Marburg ein Badeverbot für die Lahn und die Ohm anordnen. Die Verunreinigung des Wassers mit gesundheitsschädigenden Stoffen sei zu groß. Von

dem Verbot waren auch die Gemeinden Roth und Argenstein betroffen.

In einem Geheimbericht vom 28. Juli 1941 sah sich der Direktor des Hygieneinstituts der Universität Marburg veranlasst, dem Gesundheitsamt folgendes zu berichten:

„Eine weitere Einleitung der Allendorfer Abwässer kann unter keinen Umständen mehr geduldet werden, da sonst ebenso wie z.B. in der Gemarkung Roth, auch für die Marburger Bevölkerung unmittelbare Vergiftungsgefahr besteht“ (zitiert nach Wolff, Hans-Jürgen: Die Allendorfer Sprengstoffwerke: DAG und WAsAG. Stadtallendorf 2010, Seite 97).

An anderer Stelle heißt es in dem Bericht: *„Bei den hydrologischen Untergrundverhältnissen und der Lage und Tiefe der Brunnen steht fest, daß vom Werk Wehrda ein Grundwasser gefördert wird, das in unmittelbarer Verbindung zur Lahn steht.“* (ebenda, Seite 86).

Auch die Brunnen in Roth waren über das Grundwasser direkt mit der Lahn verbunden!

In einem weiteren Bericht an den Landrat vom 7. August 1941 warnte der Direktor vor dem Genuss des Trinkwassers mit den Worten:

„Auffallend ist, dass während der Tage der stärksten Verunreinigung des Marburger Trinkwassers mit aromatischen Nitrokörpern in verschiedenen Teilen der Stadt, bei Marburger Bürgern gehäuft Erbrechen und Durchfälle – besonders bei Kindern – beobachtet worden sind. Es scheint also gelegentlich bereits eine unmittelbare akute Gesundheitsschädigung durch verunreinigtes Trinkwasser entstanden zu sein.“ (ebenda, Seite 87).

Der Bürgermeister der Gemeinde Roth hatte sich schon Anfang Juni beim Landrat in Marburg schriftlich über wirtschaftliche und gesundheitliche Schäden beschwert, die den Bewohnern Roths durch die Allendorfer Abwässer entstehen könnten.

Zudem war das 1937 von Pionieren aus Hannoversch-Münden errichtete Flussschwimmbad in Roth von den Verunreinigungen betroffen. Das Bad war damals eine wichtige Freizeiteinrichtung für die gesamte Region. Die umliegenden Schulen hatten den Schwimmunterricht in diesem Bad zu einem festen Bestandteil ihrer Unterrichtspläne gemacht. Jetzt musste der Bürgermeister das Baden, und sogar das Sonnenbleichen der Wäsche mit Lahnwasser und das Tränken des Viehs in der Lahn verbieten.

Der Bürgermeister fragte ausdrücklich bei den Verantwortlichen in Marburg an, was zu tun sei, wenn das Wasser aus den Brunnen

polizeilich verboten werde und das Dorf ohne Trinkwasserversorgung dastünde (Gemeindearchiv Weimar).

Allen Warnungen zum Trotz wurde die Einleitung der Abwässer zunächst nicht gestoppt, sondern im Gegenteil sogar nach verstärkt. So kam es im Juli zu einem großen Fischsterben in Lahn und Ohm auf einer Flusslänge von 50 km! Das Fischsterben war endlich der Anlass für mehrere behördliche Besichtigungen und Besprechungen, um die erforderlichen Gegenmaßnahmen zu beschließen (ebenda, Seite 86). Jetzt sollten die Abwässer aus Allendorf unterhalb von Marburg in die Lahn eingeleitet werden. Außerdem wurden der Bau einer Tonrohrleitung über die Lahnberge und einer Pumpstation bei Kirchhain beschlossen, welche vor Ronhausen in die Lahn führten (Teile dieser Rohrleitung werden heute noch für Abwässer genutzt). Zur selben Zeit untersuchte das Chemische Institut der Universität Marburg im Auftrag des Gesundheitsamtes das Lahnwasser und verschiedene Brunnen in der Gemeinde Roth mit folgenden Befunden:

Lahnwasser:	10,0 mg/l
Brunnen von Haus Nr. 73:	7,9 mg/l
Brunnen von Haus Nr. 108:	5,3 mg/l
Gemeindebrunnen:	6,9 mg/l

Die Summe bezieht sich auf den Gesamtgehalt an organischen Nitroverbindungen in Milligramm. Der Grenzwert für das Allendorfer Trinkwasser liegt heute bei ca. 0,0001 mg/l (ebenda, Seite 87)!

Ältere Bürger erzählen, dass zur damaligen Zeit in Roth Trinkwasser in Flaschen angeliefert und auf dem Schulhof an die Bewohner verteilt wurde. Ich kann mich als Kind noch erinnern, dass die Lahn bei uns in Roth eine rotbraune Färbung hatte.

Unsere Brunnen im Dorf wurden auch nach dem Zweiten Weltkrieg weiter genutzt, ohne dass die Unbedenklichkeit des Wassers zweifelsfrei belegt worden wäre. Erst seit dem Bau der Wasserleitung 1956 bekommen wir Wasser aus dem Wasserwerk in Allendorf.

Auf dem Geiersberg wurde ein Wasserhochbehälter gebaut, die Wasserzufuhr kommt von einer Fernleitung von Hassenhausen durch die Goldbach.

Bis zum heutigen Tag nutzen viele Bewohner in Roth das Wasser aus ihren Brunnen zum Blumengießen. Ob das Grundwasser in den Brunnen heute noch belastet ist?

Unser Hausarzt nach 1946/47 in Niederwallgern sagte immer, in Roth gäbe es die meisten

Kranken im Vergleich mit anderen Dörfern, doch keiner konnte sich erklären, warum.

Anhang: Brunnen (Schöpfbrunnen) sind und waren zur Wasserversorgung da. Sie bildeten Treffpunkte und Nachrichtenbörsen, wo man die Neuigkeiten in den Dörfern hören konnte. In den Städten dienten sie, noch heute, als Repräsentationsobjekte, sie verschönern die Straßen, Plätze und spenden Wasser im Überfluss. Täglich verbraucht heute jeder

Bundesbürger ca. 120-123 Liter Wasser. (aus der OP, Febr..2018)

Quellen:

Eidam, Heinrich (2002): Wenkbach: Geschichte und Geschichten 1302 – 2002. Wenkbach

Wolff, Hans-Jürgen (2010): Die Allendorfer Sprengstoffwerke: DAG und WASAG. Stadtalendorf



Wasserhochbehälter in Roth auf dem Geiersberg

Bücherschau

Anja Wienkemeier: *Fließendes Frischwasser – eine mittelalterliche Bleirohrleitung in Marburg an der Lahn.* In: Denkmalpflege & Kulturgeschichte 2016, H. 2, S. 14-20. Die archäologischen Befunde aus den Grabungsflächen um die Elisabethkirche werden in diesem Bericht mitgeteilt: ein Bleirohr, das zur Versorgung eines größeren Areals im Boden verlegt war, hohem Druck standhalten konnte und weit weniger Wartungsarbeiten erforderte als die zeitgenössisch üblichen Holzrohre. Auffällig ist die außergewöhnliche Tiefe, in der die Leitung verlegt war. Dies dürfte als Hinweis auf den Ursprung der Leitung – vielleicht an der 1976 nach Bauarbeiten versiegten

Elisabethquelle – unter Berücksichtigung eines ausreichenden Gefälles interpretiert werden dürfen. Wienkemeier nimmt daher eine Leitung von mindestens 240 m Länge an. Ziemlich sicher darf davon ausgegangen werden, dass die Leitung zu den ersten Großbaumaßnahmen im Areal um die spätere Elisabethkirche gehört hat. Ob sie in die Phase der Hospitalgründung durch die hl. Elisabeth gehört oder sogar noch älter ist, muss allerdings zunächst noch offen bleiben. Die Leitung dürfte jedoch später vom Deutschen Orden weitergenutzt worden sein.

SB

Das Trinkwasser in Wolfshausen

von Otto.Weimar

Die Gemeinde Wolfshausen baute 1927/29 eine eigene Wasserleitung. Unterhalb des Tennisplatzes steht heute noch der 1928 erbaute Wasserbehälter. In diesem Bereich wurde das Wasser, welches aus verschiedenen Quellen, aus dem Wald und den Teichwiesen in Richtung Dorf floss, im Wasserbehälter zusammengefasst. So konnte das Dorf schon frühzeitig mit einer Wasserversorgung aus eigener Quelle versorgt werden.

Vorher hatten die Gehöfte neben der Dorfstraße auf der rechten Seite eigene Brunnen, dort verläuft eine ergiebige Wasserader. Die Brunnen wurden von mehreren Häusern genutzt. Viele Brunnen sind heute noch vorhanden.

Als nach dem 2. Weltkrieg durch die vielen Flüchtlinge die Bevölkerung zunahm, war auch der Wasserverbrauch größer und das Wasser aus diesen Quellen reichte im Sommer nicht mehr aus. Gleichzeitig musste auch die Wasserversorgung im damaligen „Sommerlager“ geregelt werden. Aus einer ärztlichen Mitteilung vom 16.10.1951 geht hervor, dass für den weiteren Betrieb des Lagers eine vorschrittmäßige Wasserversorgung vordringlich ist, denn das Wasser musste aus dem Dorf mit Kannen geholt werden. Am 19. Okt. 1950 beschloss die Gemeindevertretung zu prüfen, ob die Wasserquelle in der Wiese, unterhalb des Lagers, genutzt werden könne. Auch der Landkreis wollte sich an den Kosten beteiligen, doch dann sollte die Anlage erweitert werden, um die Wasserversorgung für das Lager sicherzustellen. Zwischen der Gemeinde und dem Landkreis wurde am 03.04. 1951 vertraglich geregelt, dass der Kreis die gesamte Anlage, Quelle mit Pumpstation, übernimmt. Das Kreisgesundheitsamt bescheinigte am 27.04.1951 eine einwandfreie Wasserversorgung (aus Akten im Gemeinde-Archiv).

Auf einer Wiese an der Lahn wurde 1950/51 nach einer Bodenuntersuchung eine unterirdische Wasserader vermutet. Ein Brunnen mit ca. 7-8 m Tiefe wurde gegraben, die Gemeinde hatte Glück es gab genügend Wasser. Geplant war, die Gemeinde Roth mit anzuschließen, das hat sich dann doch zerschlagen. Über dem gegrabenen Brunnen errichtete man ein

Brunnenhaus, das mit der dazugehörigen Technik ausgestattet wurde.

Die Leitung vom Wasserhaus in den Lahnwiesen wurde in der damaligen Dorfstraße an die vorhandene Wasserleitung angeschlossen. Wenn der Wasserdruck in der Leitung nachließ musste die Pumpe im Wasserhaus eingeschaltet werden, bis genügend Wasser im alten Wasserbehälter in den Teichwiesen vorhanden war. Dafür verantwortlich war der Ortsdiener Jakob Donges, er konnte an einem Druckventil feststellen, wann der Wasserdruck in der Leitung zu gering - oder ausreichend war. Wie oft die Pumpe im Wasserhaus eingeschaltet werden musste, konnte mir kein Wolfshäuser sagen.

Es gab ein Gutachten des Hygieneinstituts Marburg vom 26.07.1955, „das Wasser ist in stärkerem Maße mit Coli-Bakterien verunreinigt“ Das Institut bezeichnete das Wasser weiterhin als bedenklich. Es sollte nach vorangegangenen stärkeren Niederschlägen, jedoch spätestens bis zum Oktober 1955, erneut eine Wasseruntersuchung durchgeführt werden. Sollte diese weitere Untersuchung Bedenken hinsichtlich der Qualität des Wassers ergeben, dann werde das Kreisgesundheitsamt den Einbau einer Entkeimungsanlage anordnen.

In der Zwischenzeit sollte das Wasser, wenn es benutzt werde, nur abgekocht verwendet werden, so der damalige Landrat. (aus Akten im Gem. Archiv).

Der Regierungspräsident in Kassel teilte am 10.02. 1956 dem Bürgermeister in Wolfshausen mit, dass der Entwurf für die 1950/51 ausgeführte Erweiterung der Wasserversorgungsanlage dem Wasserwirtschaftsamt in Kassel zur Genehmigung vorgelegt wurde. Im Verlauf des Genehmigungsverfahrens wurde auch das Kreisgesundheitsamt in Marburg zur Stellungnahme aufgefordert. In der ersten Stellungnahme führte das Gesundheitsamt damals aus, dass die ungünstige Lage der Wassergewinnungsanlage zur Aufgabe derselben zwingt. In einer späteren Stellungnahme äußerte das Gesundheitsamt immer noch große Bedenken für den Fall, dass das Wasser ohne Entkeimungsanlage verwendet werde. Der Regierungspräsident lehnte es dann ab, die bereits ausgeführte Erweiterung der Anlage der Gemeinde Wolfshausen

nachträglich noch zu genehmigen (aus Akten im Gemeinde-Archiv).

Diese neue Lage gab der Gemeinde Veranlassung, den Anschluss an das Gruppenwasserwerk in Allendorf erneut zu überprüfen. Da auch die Wasserversorgung des „Kreisjugendlagers“ (jetzt Kreisjugendheim) bei Wolfshausen hygienisch unzureichend sei, wäre es doch zweckmäßig, beide Versorgungen, Gemeinde und Kreisjugendlager, gemeinsam zu regeln. (aus Akten im Gemeinde-Archiv)

Wolfshausen wurde ab 1957 über eine Leitung vom Wasser-Hochbehälter in Roth auf

dem Geiersberg versorgt, die Leitung führte über das Feld nach Wolfshausen. Oberhalb vom Kreisjugendheim im Wald baute man 1957 einen Wasserbehälter und ab 1973 bekam Wolfshausen einen Anschluss an die Fernleitung „Süd 2“ des Wasserwerkes Wohratal. Diese Fernleitung führt durch den Wald an Wolfshausen vorbei durch das Lahntal nach Süden. Die Leitung vom Wasserbehälter Roth nach Wolfshausen wurde 1973 stillgelegt. Das Brunnenhaus in den Lahnwiesen wurde abgerissen. (Info vom ZMW in Gießen)



Altes Wasserhaus (Wasserwerk) in Wolfshausen, erbaut 1928



Neues Wasserhaus oberhalb v. Kreisjugendheim im Wald bei Wolfshausen erbaut 1957

Die Wasserversorgung der Argensteiner in den Kriegsjahren

von Günther Klein

Während des II. Weltkrieges war die Lahn durch die Einleitung der Abwässer der Stadtalendorfer Munitionswerke stark verseucht. Eine Entnahme für Trinkwasser oder zur Viehtränke war lebensgefährlich. Alleine schon der Blick auf die Lahn zeigte seine Gefährlichkeit. Sie hatte eine rötlich braune Färbung und verströmte einen fauligen Geruch. Da Argenstein keine eigene Wasserversorgung hatte, wurden für die Gewinnung des Trinkwassers gegrabene Brunnen oder Handpumpen benutzt.

Im Gegensatz zu unserem Nachbarort Roth konnten die Familien, bis auf 3, ihr gefördertes Wasser als Trinkwasser benutzen. Der Grund dafür war ein Nebenarm der Allna, der hinter dem Dorf seinen Weg Richtung Lahn hatte, sowie die große Wasserblase, die sich unter der Gemarkung „Am Grauen See“ befand. Welch

große Wassermassen sich hier befinden, zeigen die Auskiesungen, die ohne Spezialpumpen sofort bis zum Rand volllaufen würden. Beide Gewässer drückten das Grundwasser Richtung Lahn und ließen das von der Lahn kommende Grundwasser nicht in das Dorf.

Des Weiteren befand sich in der Talstraße, rechts Richtung Marburg, ein kleiner, auch von der Allna gespeister See, der auch sein Grundwasser Richtung Lahn drückte (ca. 300 x 30 m). Erst nach dem Ende des II. Weltkrieges wurde er trockengelegt und an die Argensteiner Flüchtlinge als Grabgarten verpachtet. Später wurden es Bauplätze. Inwieweit nicht doch verseuchtes Wasser in das Argensteiner Grundwasser gedrückt wurde, ist nach meinen Erkenntnissen nie untersucht worden.

Kleine Mitteilungen

Briefe von ehemaligen Evakuierten. Gegen Ende des Zweiten Weltkriegs wurden auch in den Dörfern der heutigen Gemeinde Weimar Familien untergebracht, die in den Bombenangriffen auf Städte ihre Wohnungen verloren hatten oder vorsorglich evakuiert werden mussten. Von einer dieser Familien sind einige Briefe erhalten, die sie nach Kriegsende und Rückkehr schrieben; sie war aus Wehrden an der Saar, das bei Bombenangriffen der Alliierten am 11. Mai und am 5. Oktober 1944 schwer zerstört wurde, evakuiert worden. Diese Familie hatte in Niederwalgern im Haus Nr. 70 (Hof Kaletsch, *Schonke*) Unterkunft gefunden. Heinrich Kaletsch hatte im Frühjahr 1939 beim Zimmermeister Jakob Groß, Niederwalgern, die Errichtung eines Fachwerk-Obergeschosses über einer bereits vorhandenen gemauerten Wasch- und Futterküche in Auftrag gegeben. Diese Erweiterung des Wohnhauses um zwei Räume mit Kamin, der aus der Futterküche im Erdgeschoss durch den Anbau hindurchgeführt wurde und daher den Anschluss eines Ofens erlaubte, war wohl noch im selben Jahr ausgeführt worden, blieb aber wegen des Krieges im Rohbau stehen. Erst 1944 sind Gefache, Verputz und Anstrich abgeschlossen worden, als die Räume für die aus Wehrden evakuierte Familie hergerichtet wurden. Noch heute ist die Jahreszahl 1944 als Tünchinschrift in den beiden oberen Gefachen des Giebels zu lesen.

Anfang Juli 1945 kehrte die Familie nach Wehrden zurück. Am 17. Juli berichtete Anton D. über ihre Ankunft: *Nun, da wir fast eine Woche zu Hause sind, haben wir uns aus dem größten Chaos, das hier herrschte herausgearbeitet. Ein trauriges Bild bot sich bei unserem Einzug. Zum Teil waren die Zimmer von fremden Personen besetzt, die wir erst umquartieren mußten. In den anderen Zimmern lag aller Schmutz und Haushaltsgegenstände kreuz und quer umher. Bei den Aufräumarbeiten wußte man gar*

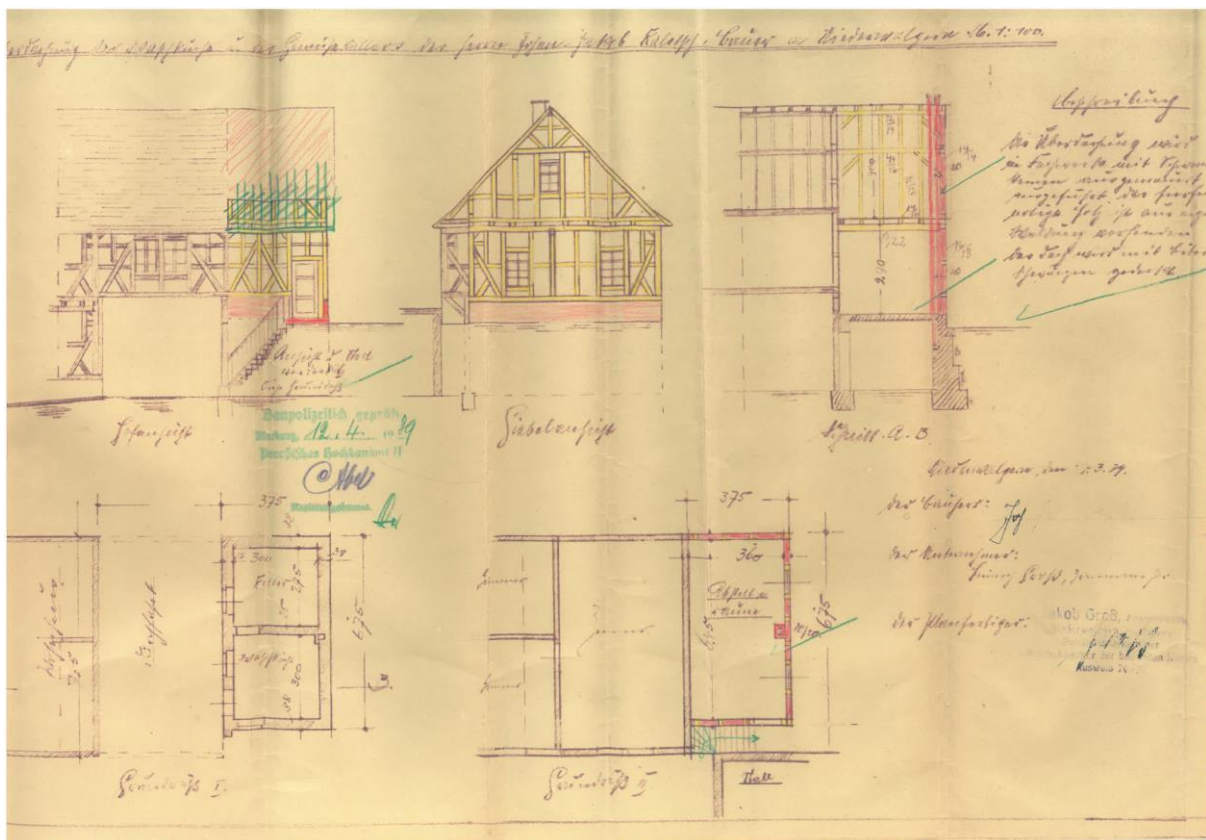
nicht, wo man zuerst anfangen sollte. Leider ist uns auch vieles gestohlen worden.



Haus Nr. 70 mit dem noch unverputzten Anbau von 1939; im Hintergrund das Schulhaus (Foto vor 1944)

So fehlt uns vor allen Dingen Bettzeug und anderes. Bettzeug das den Dieben nicht gut genug war hatten diese in den Dreck geworfen daß es verfault ist, sodaß uns nichts anderes mehr übrig blieb, als das Zeug zu verbrennen. Es war die höchste Zeit, daß wir nach Hause kamen, sonst hätten wir am Ende nichts mehr vorgefunden. Die Ernährungslage ist hier sehr schlecht. Wenn wir von Ihnen keine Kartoffeln bekommen hätten, hätten wir keine zu essen. Es ist z.Z. kein einziges Pfund Kartoffeln zu haben. Gesundheitlich geht es uns allen noch gut. In den kommenden Tagen, wenn ich die wichtigste und größte Arbeit im Hause getan habe, gehe ich auf Arbeitssuche, denn hier in der Stadt finde ich ja für meinen Beruf keine Arbeit. Als Besatzung haben wir nun Franzosen. Es ist so, als wenn man über kurz oder lang unsere Heimat dem französischen Reiche einverleiben wird. Ob es uns dann besser geht? Ich glaube kaum. Er richtete dann noch Grüße an die ganze

Familie, an Trine und Jan aus; Trine (K^otrine, Katharina Rau) war als Magd auf dem Hof beschäftigt, Jan (Janek) Cap seit dem 5. April 1940 als polnischer Zwangsarbeiter dem Hof zugeteilt gewesen, weil Heinrich Kaletsch im Krieg und der Sohn Johann 1940 erst sieben Jahre alt war, die Mutter Anna Kaletsch und ihre Schwiegermutter Elisabeth Kaletsch mit der Magd den Hof also weitgehend allein bewirtschaften mussten. Jan Cap blieb auch nach dem Ende des Krieges noch bis einschließlich Juli 1946 (nach der Lohnliste im Hofjournal, ergänzend zu den Daten bei Weimar, Otto: Zwangsarbeit während des Zweiten Weltkrieges in den Ortsteilen der Gemeinde Weimar. In: Heimatwelt 51, 2015, S. 35-39). Auf dem Brief unterschrieben außer Anton D. auch seine Frau und Magda D., wohl seine Schwester, sowie Elisabeth, die Tochter, noch mit vielen lieben Grüßen.



Grund- und Aufriss des Anbaus von 1939, erstellt von Zimmermeister Jakob Groß, Niederwalgern

Ein weiterer Brief aus Wehrden an die lieben guten Quartiergeber folgte am 11. September 1945: Erst heute ist es mir möglich, nach genau 2 Monaten Ankunft in der Heimat, Ihnen durch Frau N., die in Roth quartiert war, mein Versprechen einzulösen. Als wir nach genau 10 Monaten um 20 vor 7 Niederwalgern, mit frohem Winken, feuchten Augen, und guten Fahrtwünschen verließen, war unser Gedanke, wie siehts zu Hause aus. Nach glatter Fahrt bis kurz vor Frankfurt ging es bei Sonnenschein sehr gut, bis wir Radpanne erhielten. Während diesen Wechsels hatten wir dann noch das Vergnügen wie ein Flugzeug auf der Autobahn landete und ca. 100 Fallschirmspringer der Amerikaner aus der Luft trudelten. Nach gehobenem Radwechsel ging es weiter bis Ludwigshafen, wo es im Schnecken tempo und Schlagenlinie über die Pontonbrücke ging: So ging es bis gegen abend 7 Uhr wo uns ein Regen überraschte. Naß bis auf die Haut kamen wir denn um 9

Uhr in Quierschied an, wo Familie K. und K. abstiegen und wir wegen der Polizeistunde dann in Dudweiler (Vortort von Saarbrücken) in einem still liegenden Lokal Nachtquartier bezogen bis morgen um 9 Uhr. Dann gings über Saarbrücken Kaiser-Wilhelm-Brücke Heusweiler Fenne [bei Völklingen] Fürsthausen [Fürstenhausen] nach Wehrden. Schon von ca. 3 km Luftlinie sah ich daß mein Haus noch stand, aber die Ziegeln kreuz und quer verschoben, daß war ein Trost. Um 10 Uhr landeten wir müde und abgESPANNT, ich mit großen Schmerzen, vor dem Hause. Nach dem Entladen, betraten wir die Wohnung. Aber o weh wie sah es hier aus. Gips, Staub, Ruß, Glasscherben lagen Zentimeter hoch. Also rund 1 cbm Schutt mußten wir aus den Räumen fortschaffen. Nach der ersten Nacht Zigeunerquartier im eigenen Hause ging es ans Räumen der Schlafzimer, denn dort hatte sich schon einer heimisch gemacht mit der Aufschrift „Eintritt verboten bewohnt“.



Das Datum 1944 im Giebel des Anbaus: dass im Krieg gebaut wurde, erklärt sich erst aus der Unterbringung von Evakuierten (Foto Anna M. Becker, 2018)

Aber Ihr kennt doch soviel den D. Kurzerhand aufgebrochen und ausgeräumt, meine Möbel rein und der wilde Mann saß mit seinem Möbel im Schalterraum der Post. Erledigt war dieser Präzedenzfall [Präzedenzfall]. Nachdem die Wohnung nun wieder in Ordnung war, d.h. etwas menschlich bewohnbar nach unserem Sinn, ging Toni und Elisabeth aufs Dach und brachten das in Ordnung, dann der Garten, die Fenster, in [die] ich 5 qm (m2) Sperrholz einsetzen mußte. Die Wasserleitung war in 2 Tagen wieder in Ordnung, so ging es langsam und sicher bis wir am 3. September vor 8 Tagen den Betrieb öffneten [die Postfiliale], der nur für Postkarten mit Druckschrift Geltung hat, daher das lange hinaus schieben mit dem Schreiben. Ihr dachtet schon, die D. haben uns vergessen. Nein, wir werden Eurer noch oft gedenken und in unseren Gebeten Euch einschließen für das Wohl, das Werk der christlichen Barmherzigkeit daß Ihr uns entgegen brachtet. Wir hatten angeklopft, Ihr habt uns aufgetan, wir waren hungrig, Ihr habt uns gespeißt, wir hatten kalt, Ihr habt uns gewärmt, wir waren obdachlos, Ihr habt uns beherbergt. Möge Gott Ihn allen es vergelten und nach diesem irdischen Lebenswandel ein schöneres Leben im Himmel geben. Was die Ernährung betrifft haben wir schon Sorgen, so gibt es nur 50 gr Butter 1 Woche, 2 Woche 300 gr Brot, seit 6 Wochen keine Kartoffeln. Daher fahren viele Leute bis nach Mainz, Bad Kreuznach, Pfalz und nach andere Richtungen. Kein Salz, kein Öl, 50 gr Fleisch, na kurz und gut wir alle haben ein paar Sorgen. Daher ist Elisabeth und Toni in der Eifel zur Ernte, Magda auf dem Hunsrück. Meine Frau [und] ich [sind] z.Zt. allein hier. Jedoch erwarten wir die Kinder noch [diese] Woche zurück, da wir am Sonntag den 16ten Silber Hochzeit haben. So sind unsere Sorgen.



Die Großmutter Elisabeth Kaletsch mit zwei Jugendlichen, vielleicht die Kinder der Familie D., Elisabeth und Toni, um 1945

Hierzu kommt nun noch, daß vor einer Stunde wir die Nachricht erhalten [haben], daß unser 2. Sohn Willi der in Ostwansbeck [wohl Wandsbek bei Hamburg] im Lager [war] versetzt wurde wohin unbestimmt. Was die Schäden in Wehrden betrifft, so wurde vieles Unheil angerichtet. Uns gegenüber ist ein Haus dem Einsturz nah. Der Nachbar links hat ein Treffer, an der linken Straßenecke ist ein Haus wie unser 2 ½ Stockwerke total ausgebrand, Dach und Zimmerdecken liegen innerhalb der 4 Umfassungsmauern. Von zusammen 17 Wasser- und Eisenbahnbrücken sind z.Zt. 2 hergestellt. Unser Weg führt nun über das Saarwehr als Notsteg, daher ist alles bedeutend kürzer, weil große Umwegen durch Autotransporte rangeschafft werden muß. An eine Lockerung ist voraussichtlich noch nicht zu denken. Was die Kohle betrifft so haben wir unsere restlos noch im Keller, so ist voraus für die erste Kälte gesorgt. Das Köchlingsche Werk liegt bis heute noch mit 95 to still, d.h. von 13000 Arbeiter arbeiten z.Zt. ca. 4500 Mann. Leider liegen noch viele Acker brach. Aber der Wald, die Bahnböschungen, die Saarufer liegen voller Minen. Dadurch sind schon viele Kinder und Erwachsene ums Leben gekommen und werde noch viele ihr Leben lassen müssen, da keine Pläne vorliegen und isolierte Stifte durch das Suchgerät ein Auffinden unmöglich machen.



Das „Fräulein Trine“ der Briefe (Katharina Rau)

Er schloss wieder mit innigen Grüßen und dem Wunsch, dass *Gottesegen auf Eurem Hofe ruhen Eure Arbeit lohnen* möge, ließ besondere Grüße an den Opa *bei seinem stillen Leiden* ausrichten (Johann Jakob Kaletsch, der an einer schweren rheumatischen Erkrankung litt), an *Frl. Trine*, Familie Reddig (Evakuierte aus Bochum in Haus Nr. 69), Familie Heuser *am Backhaus (Deis)* sowie an die Nachbarn Hof (*Schonke-Pirrersch*). Und: *Halt beinahe noch eine treue Seele vergessen: Jannek! Ist er noch dort grüßen Sie bitte auch ihn den lieben treuen, der [-] wir können es verstehen [-] von seiner Heimat getrennt ist.*

Frau D. fügte noch einen Zettel bei mit der Erklärung, dass sie das Tischtuch, das sie in Niederwalgern in Gebrauch hatten, versehentlich mitgenommen hätten und nun zurückschicken würden.

Am 11. Oktober folgte noch ein Brief, dem ein Antwortschreiben von Anna Kaletsch vorausgegangen sein muss, denn er nahm Bezug auf ihre Nachricht, dass ihr Bruder, Hans Jakob Heuser (*Deis*), aus der Gefangenschaft zurückgekehrt sei, ließ auch Jan Cap wieder Grüße ausrichten (der ja erst ein Jahr später zurück nach Polen ging, vermutlich erst, als Heinrich Kaletsch aus der Gefangenschaft heimkehrte). Ein Paket aus Niederwalgern sei zur rechten Zeit gekommen: *sparsam verbraucht, kamen wir weit* – das zeigt die großen Sorgen um die Ernährung auf, lässt den Hunger ahnen, denn es vergehe *kein Tag, wo nicht 3 – 4 Std. nutzlos verstreichen wegen laufen nach 50 gr. Fleisch ½ Pfd. Gemüse oder 1 Pfd. Äpfel. Butter, Öl, Salz u.a. sind gesuchte Lebensmittel.*

Warum habe ich die Briefe so ausführlich mitgeteilt? Sie ermöglichen einen Blick in die Bewältigung des Alltags in der unmittelbaren Nachkriegszeit, auf die Sorgen um Nahrung und Unterkunft, auf die wegen der vielen zerstörten Brücken noch beschwerliche Verkehrsinfrastruktur. Aus heutiger Sicht bemerkenswert ist an den Briefen aber auch die deutliche Betonung der Hilfsbereitschaft, die ausdrücklich in den Kontext christlicher Barmherzigkeit gestellt wurde – eine heute von Politikern gerade jener Parteien, die „christlich“ im Namen führen, keineswegs selbstverständlich vertretene Einstellung.

S. Becker

Zum Hausnamen „Pales“. Im Sonderheft 2016 der Heimatwelt sind die Hausnamen in den Ortsteilen der Gemeinde Weimar mitgeteilt worden; wie im Heft 52/2016, S. 27f. bereits berichtet, sollen zu einzelnen Namen erläuternde Nachträge mitgeteilt werden. Im Sonderheft ist der Hausname „Pales“ in Kehna, der auch in Oberweimar vorkommt, bereits richtig mit dem Hofbeständer Paulus Mann erklärt worden. Hier sollen noch die biographischen Daten der Eheleute nachgereicht werden, die auch die Entstehungszeit des Hausnamens erkennen lassen. Paulus Mann *von Köhna* starb 1681; er sei *den 15t. Aprilis begraben worden, seines alters 75. jahr* (KB Oberweimar 1660-1763, Sterberegister 1681, 4). Fünf Jahre später, im Jahr 1686, vermerkte der Pfarrer: *Elisabetha, Paulus Manns Ehefrau von Köhna, den 18t. Februarii getorben und den 20t. Ejusdem begraben worden, ihres alters 84 jahre* (ebd., 1686, 3). Bereits 1640 ist Paulus Mann in einer Schadensliste aus dem Dreißigjährigen Krieg aufgeführt, in der die Verluste an Gebäuden und Gerät, Geld und Frucht in den Dörfern aufgeführt sind (Praetorius, Otfried: Zwölf-tausend Einwohner der Landgrafschaft Hessen-Darmstadt um 1640. In: Mitteilungen der Hessischen Familiengeschichtlichen Vereinigung 6, 1940, H. 2, S. 57-216, hier S. 67); ihm war ein Schaden von 39 Reichstalern entstanden, ein großer Betrag, der aber noch weit übertroffen wurde vom Schaden auf dem Hermes-Hof. Hermes Johann, wohl Johann Hermann, der aber hier schon beim Hausnamen genannt wurde, hatte einen Schaden von 200 Reichstalern zu veranschlagen.

S. Becker

Gesindedienst und uneheliche Schwangerschaft. Vor einigen Jahren sorgte das von Willi Schmidt geschriebene Theaterstück „Das Wechselbalg“ (2014) für einige Aufregung im Ebsdorfer Grund, denn darin wurde die

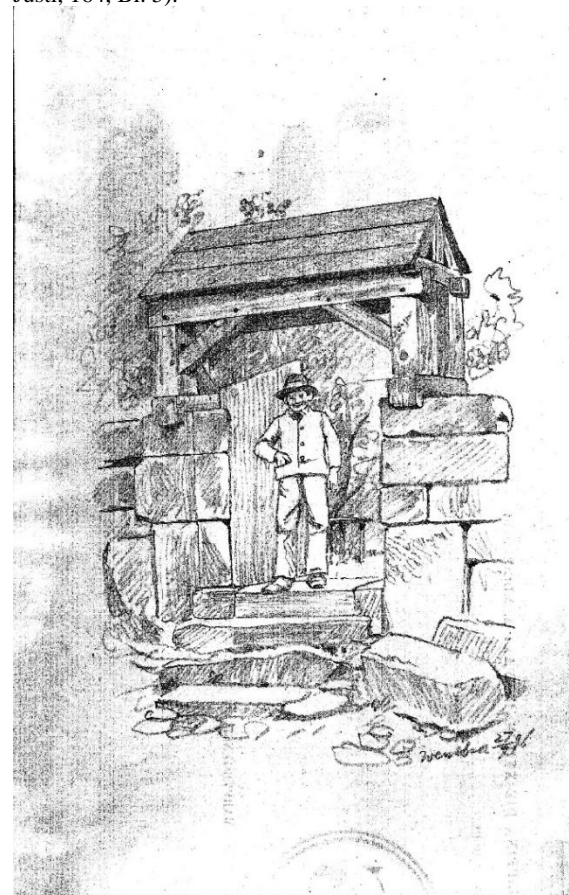
uneheliche Schwangerschaft einer Magd thematisiert und damit noch vor der MeToo-Debatte ein historisches Tabuthema öffentlich angesprochen, das in den Dörfern zwar allerorten bekannt war, aber nicht „an die große Glocke“ gehängt werden sollte: es gehörte zu einer „Tradition des Schweigens“, mit der die Liebschaften zwischen Dienstboten im fremden Haus, aber auch die Übergriffe bäuerlicher Dienstherrn auf die meist jugendlichen Mägde als Abhängigen unter den Tisch gekehrt wurden (vgl. Becker, S.: Der Dienst im fremden Haus. Sozialisation und kollektive Identität ehemaliger landwirtschaftlicher Dienstboten. In: Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung 22, 1987, S. 241-270). Dies ist freilich auch zum Topos geworden, der zudem instrumentalisiert werden konnte, nicht zuletzt in der Gegenpropaganda der katholischen Kirche gegen den Protestantismus, der den Zölibat anprangerte und die Eheschließung der Pfarrer ermöglichte. Noch Rady hat die alten Vorwürfe gegen evangelische Pfarrhäuser genüsslich aufgegriffen und zu berichten gewusst; ob dies freilich in katholischen Pfarrhäusern zum Besseren stand, sagte er nicht. Er verwies auf eine Ordnung Landgraf Philipps von 1542, in der auf Berichte von Amtleuten und Amtsknechten hin „die ziemliche Anzahl Prediger und Seelsorger“ als übles Beispiel angeführt wurde, weil sie sich neben „vollsaufen, spilen, wuchern und dergleichen“ auch „gegen den weibern unzüchtiglich halten und erzeugen sollen“ (Rady, Johann Baptist: Geschichte der katholischen Kirche in Hessen. Mainz 1904, S. 800). Hier ging es um die Formulierung und Verbreitung normativer Standards des Verhaltens. Es war dabei unerheblich, ob und wie zahlreich solche Sittlichkeitsdelikte tatsächlich vorkamen. Allerdings ist gerade im Gesindemilieu, das ja der wichtigste Arbeitsmarkt für junge ledige Menschen in Agrargesellschaften war, eine hohe Zahl unehelicher Schwangerschaften festgestellt worden (Mitterauer, Michael: Ledige Mütter. Zur Geschichte illegitimer Geburten in Europa. München 1983). In den Kirchenbüchern werden wir daher vielfach fündig. 1703 wurde in Oberweimar die Dienstmagd Maria Charlotta begraben, *Elia Fincks gewesenens Bürgers und Wollenwebers in Alßfeld hinterlassene tochter, so zu Germershausen als Köchin gedienet und von dem Jäger geschwängert worden, ist daselbst den 26t. Dec[em]br[is] in Kindes-Nöthen selig gestorben und den 27t. Dec[em]br[is] als am 3ten Christtag begraben worden, ihres alters ohngefehr 28 jahre* (KB Oberweimar 1660-1763, Sterberegister 1703-12-26). Wenige Jahre später wurde auf dem Gutshof wieder eine Magd geschwängert; das Kind der *Anna Catharina, so sie im dienste zu Germershausen mit dem damaligen Hauß-Knecht Johannes Naumann von Elnhausen, der sich fälschlich loßgeschworen, indem Er solches gleich anfänglich seinem Herrn bekannt und daher heimlich bekümmert, starb alhier zu Ober-Weymar den 5t. Julii und wurde den 7t. Ejusdem zu grabe gebracht, da es gelebet 1 jahr 38 wochen und etliche stunden* (ebd., 1708-07-05). Aber es sind nicht nur Mägde gewesen, die der strengen Aufsicht von Pfarrer und Kirchenältesten gemeldet wurden. Auch ein Knecht hatte sich mit der verwitweten Dienstherrin eingelassen, und die Affäre gelangte dann auch in den Sterbeeintrag der jung Verstorbenen: *Anna Elisabetha, Christian Seipps hinterlassene Wittib zu Weyershausen, daselbst anno 1706 von Johannes Wagnern und Margretha geböhren, anno 1725 hochzeitlich copuliret und mit 1 Sohn und 2 Töchter gesegnet, anno 1731 aber in Wittwenstand gesetzet, anno 1733 aber durch Philipp Brusius von Allna, so damahls bey ihr gedienet, verführet und geschwängert worden, mußte 14 Tage an dem Fleckenfieber darnieder liegen und daran den 17t.*

Febr[uarii] vormittags zwischen 10 und 11 uhr entschlaffen, worauf man ihren Körper den 19t. Ejusdem begraben, ihres alters 28 jahr 7 monate weniger acht tage (ebd., 1763-02-17). Wenn Mütter und Kinder überlebten, waren sie nicht selten auf sich allein gestellt – und dies bis ins 20. Jahrhundert! Auf die Ausweglosigkeit, ihr Brot dann mit Gelegenheitsarbeiten und Betteln zu suchen, habe ich bereits in der kleinen Mitteilung „Ledige Mütter in der Fremde“ hingewiesen (Heimatswelt 52, 2016, S. 3-4).

S. Becker

Eine Skizze der alten Kirchhofspforte in Wenkbach.

Aus der Zeit kurz vor dem Abbruch des alten, noch romanischen Langhauses der Kirche in Wenkbach ist ein Foto erhalten, auf dem die Linde an der Kirchhofspforte, der obstbaumbestandene (und damit genutzte) Kirchhof, der hohe Kirchturm und die alte Umfassungsmauer gut zu erkennen sind, außerdem ein zur Getreideernte umgerüsteter Ackerwagen mit Leitern und ein Pflug, der fürs Schälen der Stoppeläcker bereitstand (Bildarchiv Foto Marburg 810.629). Bei genauem Hinsehen ist aber auch die alte Kirchhofspforte zu erkennen, zu der drei Stufen aus Sandstein hinaufführten. Diese Pforte ist von Ferdinand Justi, Professor für vergleichende Grammatik und germanische Philologie an der Marburger Universität und Autor des „Hessischen Trachtenbuches“, in einer Zeichnung festgehalten worden (Staatsarchiv Marburg, Best. 340 Nachlass Justi, 164, Bl. 5).



Ferdinand Justi: Kirchhofspforte in Wenkbach, 1896

Die mächtigen Sandsteinquader, die früher vielleicht zum Gewände eines steinernen Torbogens gehörten, tragen ein gezimmertes Dach, das dem Schutz des hölzernen Tores diente. Dieses Tor stand hier offen. Es war vermutlich zweiflügelig: hinter dem Kirchgänger ist einer der Flügel

zu erkennen. Neben den Stufen liegen große Steinquader; sie dürften aus der baufälligen Mauer herausgefallen sein, vielleicht sogar zu dem Torbogen gehört haben. Sie sind auch auf dem Foto von Kirche und Kirchhof zu erkennen; dort fällt zudem auf, dass die Mauerkrone über etliche Meter hin abgebrochen ist. Die Skizze Justis entstand am 27. Juli 1896, also neun Jahre vor dem Abbruch des alten

Langhauses und dem Neubau der Kirche, bei der die spätmittelalterlichen Wandmalereien im tonnengewölbten Chorraum entdeckt und restauriert wurden. Justis war damals, kurz vor seinem Tod 1907, noch einmal in Wenkbach und hat diese Wandmalereien im Aquarell festgehalten.



Kirche und Kirchhof in Wenkbach vor dem Abbruch des romanischen Langhauses (vor 1901, Bildarchiv Foto Marburg)

Der mächtige Kirchturm mit den wenigen schmalen Scharfen und den vier Wichhäuschen vermittelt eindrucksvoll den wehrhaften Charakter mittelalterlicher Dorfkirchen, eine Funktion als Zufluchtsstätte, die in eingeschränktem Umfang auch den eingefriedeten Kirchhöfen zukam. Anzunehmen ist, dass auch die Mauer in Wenkbach ursprünglich höher war und damit die Schutzfunktion deutlicher zum Ausdruck brachte. Letzte Anklänge an diese rechts-historische Bedeutung des befriedeten Raums (daher die Bezeichnung Friedhof!) finden wir in der überdachten Kirchhofspforte, die den Eintritt in diesen befriedeten Raum symbolisch und faktisch markiert, und in der Linde. Sie stand und steht noch heute vor dem Kirchhof (wie in Niederwalgern), während andernorts die Linden auch auf dem Kirchhof stehen und daher Gerichtssitzungen auch dort abgehalten werden konnten, wie es Höck an Belegen für die Rechtsprechung unter der Linde (*sub tylia*) im Kloster Haina 1264 und vom Jahre 1266 aus Witzhausen gezeigt hat (Höck, Alfred: Dorf Linden, Kirchhofslinden, Gerichtslinden in Niederhessen. In: Jahrbuch Landkreis Kassel 1978, S. 76 - 80; wiederabgedruckt in ders.: Hessen - Land und Leute. Ausgewählte Beiträge zur Landes- und Volkskunde. Marburg 1996, S. 64-70; weitere Belege bei Reyer, Herbert: Die Dorfgemeinde im nördlichen Hessen.



Gehegtes Gericht unter der Linde (Luzerner Chronik des Diebold Schilling, 1513)

Untersuchungen zur hessischen Dorfverfassung im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit. Marburg 1983, S. 31). Der Kirchhof war seit dem 12. Jahrhundert durch Benediktionen zum *locus sacer* (zum heiligen Ort) geweiht, und der wehrhafte Kirchenbau mit Ringmauer trug zu seiner Schutzfunktion aufgrund des hier gewährten Asylrechts bei (Grün, Hugo: Der deutsche Friedhof im 16. Jahrhundert. In: Hessische Blätter für Volkskunde 24, 1925, S. 64-97; Seib, Gerhard: Wehrhafte Kirchen in Nordhessen. Marburg 1999, S. 32-34). In Oberweimar wurde am 12. Oktober 1584 zum *gerichtet uff den Kirchhof daselbst zu Oberweimar fürgefördert* (Weiss, Ulrich: Die Gerichtsverfassung in Oberhessen bis zum Ende des 16. Jahrhunderts. Marburg 1978, S. 250, Nr. 3; Diefenbach, Heinrich: Der Kreis Marburg. Seine Entwicklung aus Gerichten, Herrschaften und Ämtern bis ins 20. Jahrhundert. Marburg 1943, 2. Aufl. 1963, S. 163); auch hier dürfte eine Linde den Tagungsort als befriedeten Raum gekennzeichnet haben. Denn die Dorflinde war seit alter Zeit Gerichtsbaum, sie überschattete und schützte den gehegten Raum der Land-, Rüge- und Dorfgerichte und galt daher auch als Rechtssymbol des Dorffriedens. Sie markierte den Ort der Gemeindeversammlung, die oft so genannte Männerstatt, auf der sich die Haushaltsvorstände zu versammeln hatten, wenn „unter die Linde geläutet“ wurde. Daher konnte sie

auch als Orientierung dienen, etwa in den Lagezeichnungen der Hofreiten in den Katastern (so in Bellnhausen: *auf dem Berg bei der Linde*). In Allna werden 1308 Linde und Anger erwähnt (Eckhardt, Albrecht: Oberhessische Klöster, Bd. 2, Nr. 192), um die sich die bäuerlichen Anwesen gruppierten. Allerdings stand die alte Gerichtslinde in Wenkbach nicht an der Kirche, sondern in der Rother Straße an der Einmündung der Hintergasse; im *Grundriß vom Schenckischen Gericht Eigen* 1766 ist sie dort noch eingezeichnet (Staatsarchiv Marburg, Karte P II 8711 Bl. 2; vgl. Gerichtsstätten in Hessen <https://www.lagis-hessen.de/de/subjects/idrec/sn/gst/id/248> Stand 11.12. 2015; dazu Eckhardt, Wilhelm A.: Zur Inventarisierung von Dorfgerichtsstätten in Hessen. In: Festschrift Karl Kroeschell. München 1997; vgl. auch ders.: Vorarbeiten zu einem Rechtshistorischen Atlas. In: Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte 51, 2001, S. 59-81). Vermutlich ist die Linde an der Kirche, die ja auf dem Foto um 1900 schon eine mächtige Krone ausgebildet, aber noch einen schlanken Stamm hat, auch erst deutlich nach 1766 gepflanzt worden. Ihr Standort aber wurde gut gewählt, denn sie schützt seitdem symbolisch die Pforte zum Kirchhof als befriedetem Ort.

S. Becker

Bücherschau

Werner Schön: *Mesolithische Fundstellen im Lahntal bei Niederweimar*. In: hessen-Archäologie 2015, Jahrbuch für Archäologie und Paläontologie in Hessen, S. 29-32

Weit zurück in die Natur- und Kulturgeschichte des mittleren Lahntals weist der Artikel von Werner Schön, der kurz über die von dem Geographen Ralf Urz ab 1994 im Rahmen der Untersuchungen zu seiner Dissertation entdeckten Fundstellen aus der mittleren Steinzeit in der Lahnaue bei Niederweimar berichtet (Urz, Ralf: Jung-Quartär im Auenbereich der mittleren Lahn. Stratigraphische und paläontologische Untersuchungen zur Rekonstruktion vergangener Flußlandschaften. Diss. Marburg 1995) und Fundstücke vorstellt. Damit konnten die archäologisch nachgewiesenen menschlichen Spuren auf die Zeit um 9.000 v. Chr. ausdehnt werden – der Standort des Archäologischen Freilichtmuseums Zeiteninsel ist also gut gewählt, denn 11.000 Jahre anthropogene Spuren und Besiedelung in unserer Region, damit auch die Beeinflussung der Umwelt durch den Menschen können darin vermittelt werden. Werner Schön stellt die zusammengehörigen Fragmente von Sandsteinplatten mit Zurichtungsspuren vor, in einem Fall auch mit erkennbaren Nutzungsspuren, deren Funktion allerdings nicht gedeutet werden kann. Weiterhin wird ein Retuscheur aus stabförmigem Quarzitzeröll mit Aussplittierungen gezeigt, der als Schlagstein genutzt worden sein dürfte.

SB

Regine Müller, Claudia Nickel: *Der Dünsberg im Gleiberger Land*. In: Denkmalpflege & Kulturgeschichte 2016, H. 3, S. 20-25

Der Dünsberg, mit seinem mächtigen und landschaftsprägenden Kegel auch von Niederweimar her gut zu sehen, trug auf seiner Spitze eine spätkeltische Befestigungsanlage, ein Oppidum. Vermutlich seit dem Ende des 3. Jahrhunderts v. Chr. besiedelt, sind die Reste dieser großen stadähnlichen Anlage noch heute gut zu erkennen, insbesondere die drei Ringwälle mit einer Höhe bis zu 5 m und

14 Toranlagen, sowie mehrere vom äußeren Ringwall abzweigende Strahlenwälle, die sonst kaum bekannt geworden sind und daher als Besonderheit dieses Oppidums gelten dürfen. Die Autoren berichten über neue Forschungen zum Dünsberg, vor allem über die zahlreichen Metallfunde (Waffen, bronzene und eiserne Pferdegeschirre, Schmuck und Kleidungsutensilien, Goldmünzen). Vier, evtl. sogar fünf Gräberfelder sind bis jetzt bekannt; sie liegen am Fuß des Berges bzw. am westlichen Hang, doch darf ihre Beziehung zum Oppidum als gesichert gelten – eine weitere bisher für spätkeltische Oppida in diesem Umfang noch nicht bekannt gewordene Besonderheit. Daraus konnten insgesamt 43 Gräber geborgen und untersucht werden; über die Beigaben wird in diesem Artikel ausführlicher berichtet. Sie zeigen aufgrund der übereinstimmenden Fundkategorien eindeutig den Zusammenhang mit dem Oppidum. Ein Großteil der Funde aus älteren und neueren Grabungen ist im Museum des Vereins Archäologie im Gleiberger Land e.V. in der Ortsmitte von Rodheim an der Bieber ausgestellt. Der Beitrag verweist zudem auf allgemeine neuere Literatur zur latènezeitlichen Besiedelung im heutigen mittelhessischen Raum und auf spezielle Literatur zu den Grabungen am Dünsberg und kann daher allen, die sich für die Siedlungsgeschichte des mittleren Lahntals interessieren, als Einstiegslektüre sehr empfohlen werden.

SB

Christoph Wehrauch: *Stall, Küche, Wohnraum? Phosphatprospektion am kaiserzeitlichen Langhaus 62 bei Weimar-Niederweimar*. In: hessen-Archäologie 2014, Jahrbuch für Archäologie und Paläontologie in Hessen, S. 85-88

Nach dem imposanten Haus der Rössener Kultur entstehen gegenwärtig auf der „Zeiteninsel“ weitere Gebäude – es sind streng genommen keine Rekonstruktionen, sondern Konstruktionen, weil zwar die Pfostenlöcher frühgeschichtlicher Bauten archäologisch dokumentiert und damit die Grundrisse festgestellt werden können. Doch wie

hat das Gebäude oberirdisch ausgesehen? Dies lässt sich nur annäherungsweise durch ethnographische Vergleiche, aber auch durch archäobotanische Untersuchungen, die den Pflanzenbestand zur Zeit der jeweiligen Besiedelung nachweisen, erarbeiten. Und noch weit schwieriger ist die Frage nach der Nutzung der Gebäude, nach der Raumaufteilung und der Funktion der Räume zu beantworten. Christoph Weihrauch stellt hier am Beispiel der Befunde aus einem etwa 36 x 7,50 m großen Langhaus der Römischen Kaiserzeit, das in der Kiesgrube bei Niederweimar dokumentiert wurde, die Methode der Phosphatprospektion vor, also des Nachweises von Phosphoranreicherung im Inneren der archäologisch erschlossenen Hausgrundrisse, schränkt aber zugleich auch zu hohe Erwartungen ein: die Anreicherung von Phosphat in schwer löslichen chemischen Verbindungen tritt zwar dort in auffälligen Konzentrationen auf, wo Vieh gehalten, also der Mist Eintragungen im Boden hinterlassen hat, und dort, wo in der Umgebung des Herdfeuers Kohle- und Ascheeintrag in den Boden gelangte. Doch die Kartierung der Phosphorgehalte im Befundplan bildet keine eindeutig interpretierbare Gliederung des Gebäudes ab: wo Herd- und wo Stallbereich des Hauses lagen, lässt sich nicht sicher feststellen. Dennoch kann der Autor zeigen, dass die Phosphatprojektion eine sinnvolle, wenn auch nur ergänzende Methode zur Interpretation der archäologischen Befunde ist.

SB

Hans-Christoph Strien, Christa Meiborg: *Ein ungewöhnlicher Befund der Linearbandkeramik aus dem Erweiterungsareal 2012 der Kiesgrube Weimar (Lahn).* In: hessen-Archäologie 2014, Jahrbuch für Archäologie und Paläontologie in Hessen, S. 32-35

Auch in diesem Artikel aus der hessen-Archäologie wird wieder über einen Befund aus dem Grabungsbereich der Kiesgrube Weimar berichtet, diesmal über den Nachweis einer vermutlich während der Bandkeramik verfüllten Baumwurfgrube – es könnte also eine frühe Müllgrube gewesen sein, in der die Menschen der Jungsteinzeit ihren Abfall entsorgten. Reste von neun verzierten Gefäßen, Grobkeramik, Bruchstücke von Mahl- und Schleifsteinen, Steinklingen (Sicheln) und Schlagabfall aus Süßwasserquarzit und Kieselschiefer wurden geborgen. Die verzierten Scherben ermöglichten eine genaue Datierung in die zweite Hälfte der jüngsten Bandkeramik um 4950 v. Chr.; der Befund ergänzt die Befunde aus Siedlungsstätten und weist auf den Getreidebau (Sicheln) und die Getreideverarbeitung (Mahlsteine) hin. Er zeigt aber auch Aktionsräume der Menschen über die nachweisbaren Siedlungsspuren hinaus. Den Autoren ist zu danken, dass sie diesen bislang einzigartigen Befund mitgeteilt haben.

SB

Dieter Neubauer: *Ofenkacheln schreiben Stadtgeschichte. Archäologische Untersuchungen zur Töpferei der Frühneuzeit in Gießen.* In: Denkmalpflege & Kulturgeschichte 2017, H. 3, S. 9-15

In diesem Artikel werden die archäologischen Funde von Ofenkacheln aus den Grabungen auf dem Gießener Marktplatz vorgestellt; der Autor rückt damit neben den lange bekannten mittelhessischen Töpferorten Annerod (Landkreis Gießen) und Dreihäusern (Landkreis Marburg-Biedenkopf) auch die Bedeutung Gießens als keramische Produktionsstätte der frühen Neuzeit ins Blickfeld (Marburg wäre hier freilich noch anzuführen – sowohl für die mittelalterliche Produktion von Faststeinzeug Dreihäuser Art als auch der Irdenware bis ins 19., ja 21. Jahrhundert). Mit dem Ausbau der Festung Gießen unter Landgraf Philipp

wuchs nicht nur durch den Bau des Neuen Schlosses, sondern auch mit den Bedürfnissen bürgerlicher Wohnkultur die Nachfrage nach Gebrauchskeramik, insbesondere nach Ofenkacheln. Der Ofen als Voraussetzung einer behaglichen, dazu weitgehend rauch- und rußfreien Wohnstube lässt sich gewissermaßen als Indikator für die Entwicklung der Wohnkultur verstehen (vgl. Hähnel, Joachim: *Stube. Wort- und sachkundliche Beiträge zur historischen Hausforschung.* Münster 1975). Unter anderem in einer Äschergrube, in der Gerber Tierhäute in Kalkmilch gewässert hatten und die später als Abfallgrube genutzt wurde, konnten Keramikscherben und Ofenreste geborgen werden, die eine chronologische Entwicklung der Kachelformen und -verzierungen von den Topfkacheln und spätgotischen Nischenkacheln bis zu Napf-, Blatt- und Simskacheln mit ihrer reichen Bildersprache aufzeigen. Neubauer hat hier materielle Kultur eine faszinierende Quelle zur Stadtgeschichte erschlossen; er erklärt uns den Sitz der Töpferei in der südlichen Innenstadt und die Bandbreite ihrer Produktion. Wie in Marburg sind es gerade die Fehlbrände aus den Abfallgruben der Töpfer, die uns Einblicke in die gesicherte lokale Produktion geben, und als Beispiel zeigt der Autor ein zweischaliges Öllämpchen aus der Töpfergrube in der Katharinengasse. Diese Spurensuche in der für uns nahen historischen Marktstadt Gießen sei daher allen an der Alltags- und Handwerks Geschichte Interessierten empfohlen!

SB

Alexander Pust: *Früh- und hochmittelalterliche Tierreste von der Marburg.* In: Denkmalpflege & Kulturgeschichte 2017, H. 3, S. 2-8

Unter dem Westflügel der Marburg, unter dem lange Zeit anstehendes Felsgestein vermutet wurde, konnten in den archäologischen Untersuchungen des Freien Instituts für Bauforschung (E. Altwasser, G. Larrabee, R Nickel) 1976 bis 1985, schließlich in den von Christa Meiborg geleiteten großen Grabungsarbeiten 1989/90 im Auftrag der Wissenschaftlichen Baugrund-Archäologie Vorgängerbauten nachgewiesen werden. Um 1000 hat hier bereits ein rechteckiges „Festes Haus“ gestanden, das um 1100 zu einem quadratischen Wohnturm mit Ringmauer umgestaltet wurde. Im 13. Jahrhundert wurde die Anlage zu jener großen und repräsentativen Höhenburg ausgebaut, deren u-förmiger Kern noch heute im Marburger Landgrafenschloss zu erkennen ist.

Im Verlauf dieser großen Grabung wurde damals auch erhebliches Fundmaterial tierischer Herkunft geborgen, das archäozoologisch untersucht wurde, wenn auch wegen des Umfangs lediglich für die frühesten Kulturschichten, also fürs frühe und hohe Mittelalter. Die Ergebnisse der Tierrestanalyse liegen bisher nur in Manuskriptform vor, doch teilt der Autor in diesem Artikel die wichtigsten Ergebnisse daraus mit und verweist für ausführlichere Recherchen auf die Primärquelle. Insgesamt wurden 168,7 kg tierische Überreste geborgen, darunter 67,2 kg aus den ältesten Schichten, die eingehender untersucht wurden. Ein Teil konnte dem 9./10. Jahrhundert, ein anderer dem 11./12. Jahrhundert zugewiesen werden. Der mit weitem Abstand größte Anteil gehörte zum Schwein (67 % bzw. 53,4 %), darauf folgend zu Schaf und Ziege (diese mit steigendem Anteil: 20,6 % auf 35,6 %), 7,8 % bzw. 6,5 % noch zum Rind. Ein Anteil um 2 % entfiel aufs Hausgeflügel (Huhn, Gans, Ente).

Soweit wäre die Verteilung, wenn auch nicht in den genauen Quoten, durchaus zu erwarten gewesen. Interessant sind aber auch die übrigen Knochen- und Zahnreste, die insgesamt um 2,5 % liegen, also zu Tieren gehörten, die

eher sporadisch zur menschlichen Ernährung dienten, die aber doch eine recht große Bandbreite der Fauna abbilden, die verwertet wurde: Rothirsch, Wildschwein, Fischreiher, Pfau, Pferd, Hase, Braunbär, Hund, Reh, Biber, Elster, Hecht und Karpfen.

Interessant ist, dass der Pfau bereits in der frühmittelalterlichen Bauphase der Burg (wie auch in der späteren) zu den Tieren gehörte, die gegessen wurden – aus Indien in die antiken Kulturen übernommen, gehörte der majestätische Vogel mit seinem imposanten Rad nicht nur zur Repräsentation römischer Villen, sondern wurde ganz offensichtlich auch schon früh in das Repräsentationsbedürfnis höfischer Kultur des frühen Mittelalters übernommen. Ob die Domestikation bereits soweit fortgeschritten war, dass erste Mutationen (also weiße Pfauen) auftraten, lässt sich anhand der Knochenfragmente natürlich nicht mehr feststellen. Dass er aber keineswegs eine kostbare und heikle Rarität war, sondern sich in menschlicher Obhut bereits gut vermehren ließ, zeigt die Feststellung, dass er offenbar, wenn auch sicherlich als kulinarische Besonderheit, gegessen wurde.

Interessant sind aber auch die Knochenreste vom Fischreiher, die zwar nicht in großer Zahl (0,4 % und 0,1%), aber doch immerhin in beiden Epochen vorhanden waren. Fischreiher waren das Beizwild der Fürsten; schon Georg Landau hat auf die Bedeutung und die lange Dauer der Beizjagd in Hessen hingewiesen (Beiträge zur Geschichte der Jagd und der Falknerei, Kassel 1849): das letzte Reihergestände (also eine gehegte Brutkolonie) bei Wabern wurde erst 1785 aufgegeben. Auf der Marburg ist 1374 ein *falghuse* und 1387 eine eigene *habich kamern* belegt; für die Beizjagd auf Reiher wurden vor allem die großen Edelfalken und isländischen Gerfalken eingesetzt, die als Gastgeschenke hochwillkommen waren.



Siegelbild der Herzogin Sophie von Brabant, 1263

In diesem Zusammenhang sei erwähnt, dass sich Herzogin Sophie von Brabant auf dem Siegelbild der Langsdorfer Verträge, die 1263 eine Anerkennung der gegenseitigen Rechte zwischen Hessen und Mainz beurkundeten, hoch zu Ross im Damensattel und mit dem Falken auf der Hand darstellen ließ (vgl. Neugestaltung in der Mitte des Reiches. 750 Jahre Langsdorfer Verträge 1263/2013, hrsg. von Ursula Braasch-Schwersmann, Christine Reinle und Ulrich Ritterfeld Marburg 2013). Darin wird deutlich, dass die Jagd mit dem Falken für eine Fürstin, die ja nicht im

Harnisch auf dem Streitross dargestellt werden konnte, die höchste Form der Repräsentation ihres Machtanspruchs war.

Alexander Pust hat mit seinem Artikel auf ein interessantes – und noch längst nicht ausgeschöpftes – Feld (man denke nur an die noch nicht bestimmten spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Tierreste!) der Mittelalterarchäologie hingewiesen, die uns das Leben auf einer Burg etwas plastischer werden lässt. Und er verschweigt keineswegs die schwer zu deutenden „Beifunde“: ob die Knöchelchen von Ratten, die sich sicher bestimmen ließen, auf die Begleiterscheinungen einer intensiven Vorratshaltung hindeuten, die auf die Nagetiere magnetische Anziehungskraft ausübte und Bekämpfungsmaßnahmen erforderte, oder ob sie gar als Hinweise auf Versorgungskrisen zu deuten sind, in denen man mit den Nagern vorliebnahm, um nicht zu verhungern, lässt der Autor offen. Doch eine weitere Deutungsmöglichkeit sei hier angemerkt: Wenn wir an die sicherlich notwendige Bekämpfung der Nager denken, kommen jene Tiere ins Blickfeld, die in der Umgebung des Menschen als Freunde und Begleiter, aber auch als Rattenvertilger lebten: die Hunde. Ob die Knochen also von Mensch oder Hund abgenagt wurden (wenn sie denn überhaupt dem Verzehr dienten und nicht bloß entsorgt wurden), kann die Bestimmung der Knochenreste nicht mehr belegen.

SB

Norbert Kartmann (Hrsg.): *Hesse ist, wer Hesse sein will ...? Landesbewusstsein und Identitätspolitik seit 1945*. Wissenschaftliche Tagung im Hessischen Landtag im November 2016 anlässlich des 70. Jubiläums der Verfassung des Landes Hessen. (Politische und parlamentarische Geschichte des Landes Hessen 46) Marburg: Historische Kommission für Hessen, 2017, 145 S.

70 Jahre Verfassung des Bundeslandes Hessen – da bietet sich ein Rückblick an, obwohl man auch noch fünf Jahre hätte warten können (aber Jubiläen werden ja, wie wir wissen, meist nicht gefeiert, wie sie fallen, sondern wie sie gebraucht werden). Ein spannendes, empfehlenswertes Spektrum an Fragen zu identitätsstiftenden Konzepten in der hessischen Landespolitik seit 1945 wird hier geboten: nach einer Einführung ins Tagungsthema durch Eckart Conze widmen sich Christoph Cornelißen den Akteuren und Institutionen auf Landesebene, Christoph Nonn dem Verhältnis von Landesbewusstsein und Identitätspolitik und Dirk van Laak den Akteuren und Agenturen der Bildung. Die Erinnerungspolitik und Geschichtsschreibung wird, eingeleitet durch van Laak, von Bernhard Löffler am bayrischen Beispiel erörtert, während Winfried Speitkamp die hessische Entwicklung seit 1945 betrachtet. In der dritten Sektion führt Speitkamp dann in die Beschäftigung mit Wahlkampf, Länderparlamenten und politischer Kultur ein, eine Sektion, die von Thomas Mergel mit einem Überblick zur Wahlkampfkultur in der alten Bundesrepublik und von Christoph Cornelißen zur Wahlkampfkultur unter „hessischen Verhältnissen“ bestritten wird. In der Abschlussdiskussion agieren Andreas Hedwig mit einem Impulsreferat zur Rolle der Archive in der landesgeschichtlichen Forschungslandschaft, Vadim Oswald mit einem Beitrag zur Bildungslandschaft und Hans Sarkowicz zum Hessischen Rundfunk. Freilich wären die Macher gut beraten gewesen, wenn noch jemand aus zeit- und diskursnäherer Perspektive übers Programm drübergeschaut hätte. Denn die Beiträger sind nicht nur (fast) alles Historiker, sondern allesamt Männer. Sollte man heute noch einen solchen genderpolitischen Fauxpas wagen?

SB

Aus dem Hauspredigtbuch der Familie Heinrich Greif, Roth

wortgetreu übertragen aus der Deutschen Schreibschrift von Willi Rabenau

Am 2. August 1914 Kriegsausbruch zwischen Deutschland gegen Rußland, Frankreich und England, eine schwere Zeit bricht an, alle Waffenfähigen werden eingezogen, auch Japan hat uns den Krieg erklärt, ebenso Belgien. (5 zu 1). Unser Verbündeter Österreich steht mit Serbien u. Rußland im Krieg, nachträglich hat die Türkei an Rußland den Krieg erklärt.

Das Burenvolk hat sich erhoben, um die Englische Gewalt=Herrschaft abzuschütteln, in Algerien kämpfen die Araber Stämme mit den Franzosen. Deutsch Kiantschau (Süw.Afrika) wird von den Japanern genommen. Am 5Dzbr. in der Seeschlacht an der Schilenischen Küste, kämpfen 38 Kriegsschiffe der Engländer und Japaner, gegen 5 Deutsche Schiffe, 4 Deutsche Schiffe, Scharnhorst, Gneisenau, Leibzig, Dresden sind mit der gesamten Besatzung (etlichen tausend Mann) gesunken. Bis Dzbr. waren schon 4 Tode hir, im Feld gefallen, nämlich Lud. Müller, Phillipp Herbel, Georg Hormel, u. Sally Bergenstein, cir. 40 Mann aus Roth stehen bis jetzt unter den Waffen, einschließlich Landsturm u. Ersatz Mannschaft. Bis Februar 1915 sind weitere gefallen, Hein. Hormel in Russland, Paul Geisler in Frankreich, fortwährend werden noch alle Ersatzmannschaften eingezogen. Daß sich die Zahl schon auf cir. 60 beläuft, bis Oktober 1915 sind weiter gefallen, in Rußland Heinr. Wenz (Bygegässer) Joh.Sauer, und Georg Junk und Georg Henkel. Die Zahl der ins Feld gegangenen beläuft sich schon bis 100 Mann, gegenwärtig kämpfen Deutsche Soldaten in Belgien, in Frankreich, in Russland, an den Dardanellen bei den Türken, in Serbien und in Afrika in den Kolonien und ist immer noch kein Ende des Krieges in Aussicht. Die Lebensmittel im Land, sind knapp und teuer. Der Laib Brod 60 Pfg, das Pf. Schweinefleisch 1.80 bis 2 Mark. Das Rindfleisch 1.20, das Pfund Butter 2.30 M. Ein Ei kostet 20 Pfg. Das Pf. Reis kostet 90 Pfg. Der Liter Rüböl 3,60 Mark. Petroleum gibt's im Monat ½ Liter, ein paar Mannschuhe kosten 25 Mark, sämtliche kupfernen Waschkessel mußten abgerissen werden, um für Granaten verwendung zu finden alle Leute müssen eiserne Kessel setzen lassen.

(Fortsetzung)

Es sind über eine Milion gefangener Russen und Franzosen im Land, hier sind jetzt 30 Russen

die helfen das elektrische Licht machen, die setzen Stangen und ziehen Draht. Da Bulgarien sich auf unsere Seite gemacht hat, so ist Serbien von drei Seiten angegriffen, und wird wohl nicht mehr lange Stand halten können. Da schon alle Hauptplätze erobert sind und der Serben König flüchtig ist. Italien hat von allen Staten am schlechtesten gehandelt, da es nach 44 Jahren Dreibund, plötzlich das Bündniß gebrochen und in das Lager des Feindes überging und Österreich den Krieg erklärte. Das dürfen Kinds-kinder den Italienerlügnern nicht vergessen, wenn sie später wieder in Scharen hir Arbeit suchen. Im März 1916 auch noch Kriegserklärung von Portugal. Eben wurde das zweite Fort von der Festung Verdun von den unseren erstürmt, aber nachher von den Franzosen wieder zurück-erobert. Im August 1916 hat Italien an Deutschland den Krieg erklärt, ebenso Rumänien, hat den Krieg erklärt an Österreich und Deutschland. Serbien ist von Deutschland und Bulgarien ganz erobert worden, so wird es mit Rumänien auch gehen denn in den ersten 14 Tagen haben schon Deutsche und Bulgaren die große Festung Tuterswahan genommen und 20000 Gefangene gemacht 100 Geschütze erbeutet. Im Westen Frankreichs an der Somme tobt schon zwei Monate der schrecklichste Kampf den die Welt gesehen hat zwischen Engländern, Franzosen und Deutschen aber bis jetzt Sept. haben sie es nicht erreicht die Deutschen Linien zu durchbrechen. Der furchtbare Kampf dauert Tag und Nacht und schon 100000 von beiden Seiten das Leben gekostet, ohne die Armen die zu Krüppel geschossen wurden.

Hir ist wieder gefallen in Russland Georg Lauer, und Berthold Stern (Malches) ist vermißt in Frankreich, Sommeschlacht, es werden noch immer Leute eingezogen bis 45 Jahre ungedienter Landsturm und Jungen von 17 u. 18 Jahren. Die Lebensmittel werden immer teurer. Rindfleisch kostet 2,50 das Pfund, Schweinefleisch 2,20 das Pfund, ein altes Huhn kostet 10 Mark, 1 Ei kostet 30 Pfg, 1 Pf Bienenhonig kostet 1,85- 2,50.

Die Originalversion, ohne Korrektur etwaiger Rechtschreibfehler, wurde beibehalten. Manche Meinungsäußerung muss der allgemeinen Stimmung, aber auch dem Informationsgrad in der damaligen Zeit zugeschrieben werden. M. E.



Hauseltern.

Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen. Joh. 24, 15.

Hausvater (Name, Stand, Ort, Geburtstag):

Heinrich Greif Maurer zu Roth
geb. am 10 Juli 1858 zu Roth.

Hausmutter (Name, Ort, Geburtstag):

Elisabeth Greif geb. v. Herbel
geb. zu Kerkna am 12 April 1854.

Trauungstag (Ort, Zeit, Text):

17 Februar 1882 zu Roth von Ravens Ursprung

Der Volksempfänger

von Otto Weimar

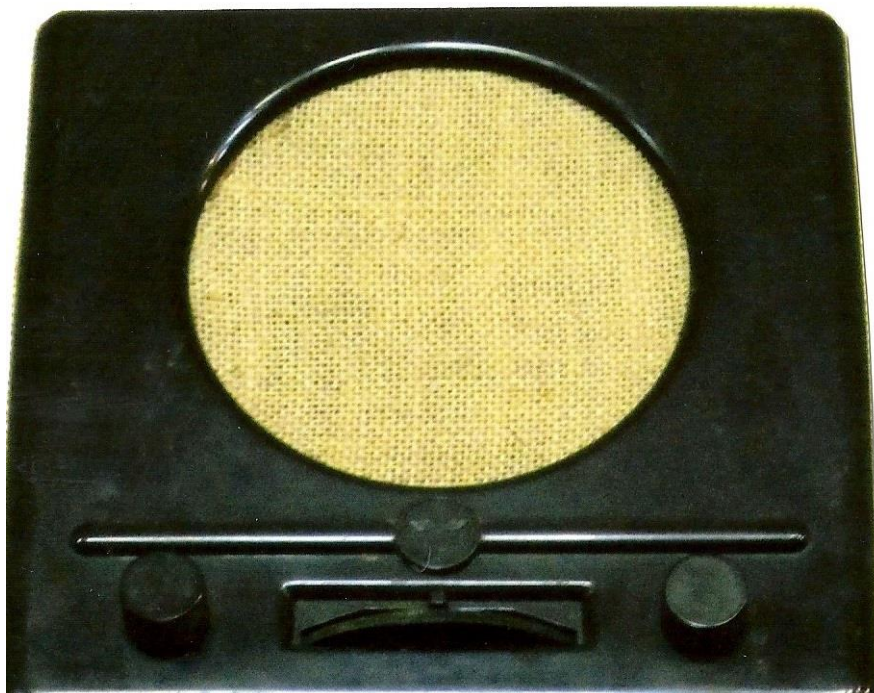
Meine Erinnerung an dieses kleine Radio: Der Volksempfänger, auch Gemeinschaftsempfänger genannt, war ein Radioapparat für den Empfang von Mittelwellen- und Langwellen-Rundfunk, entwickelt im „Dritten Reich“. Auf der Deutschen Funkausstellung im August 1933 in Berlin wurde das erste Modell „VE 301“ der Öffentlichkeit vorgestellt. Die Radiobauer wurden verpflichtet, den Volksempfänger nach einheitlichen Vorgaben zu produzieren, der vorgeschriebene Preis betrug 76 Reichsmark. Der geringe Verkaufspreis sollte es jedermann ermöglichen, den Rundfunk zu hören, um für die NS Propaganda erreichbar zu sein. Die damaligen Machthaber hatten früh erkannt, dass man über das Radio ihre politischen Vorstellungen in die Wohnzimmer der Menschen bringen könnte. Der damalige „Reichspropaganda“-Minister Joseph Goebbels benutzte das Radio zur politischen Beeinflussung der Bevölkerung.

Ab 1938 wurde noch der „Deutsche-Kleinpfeifer“ –DKE 38- gebaut und zu einem

Preis von 35 Reichsmark verkauft, damit auch wirklich jeder sich das Radio leisten konnte und die Propaganda jede Familie erreichte. Deshalb wurde das Radio im Volksmund auch als „Goebbels Schnauze“ bezeichnet. Es galt als eines der wichtigsten Instrumente der NS Propaganda. Die Rundfunkzahlen stiegen von 4 Millionen 1932/33 auf über 12 Millionen 1939 steil an. Bei jedem verkauften Volksempfänger lag ein Schreiben, mit dem Hinweis: „Denke daran: *Das Abhören ausländischer Sender ist ein Verbrechen gegen die Nationale Sicherheit unseres Volkes. Es wird auf Befehl des Führers mit Zuchthausstrafen geahndet.*“ So wurde die Bevölkerung eingeschüchtert.

Die Bezeichnung – VE 301 – entstand aus der Abkürzung – VE –für Volksempfänger, sowie 301 als Erinnerung an den 30.1.1933, den Tag der Machtergreifung Hitlers.

Quelle: eigenes Archiv u. Wikipedia



Unsere Dörfer im Wandel der Zeit (2/2)

von Hans Schneider

Wenn im Herbst die Tage kürzer wurden und die Feldarbeiten größtenteils verrichtet waren, hatte man Zeit für gegenseitige Besuche. Aber es waren keine Besuche in heutigem Sinne, sondern es waren Arbeitsbesuche, und dieses betraf vor allen Dingen die Frauen. Sie brachten ihre Strick- oder Häkelsachen als Arbeit mit und unterhielten sich dabei. Jeder wollte seine Neuigkeiten zu Gehör bringen. Besondere Neugierde kam auf, wenn sich Liebschaften im Ort anbahnten. Das gab ausreichend Gesprächsstoff und Fragen, wie z. B.: „Passt das Mädchen in den Hof?“, „Was sagen die Eltern dazu?“, „Es muss doch aus einem gleich großen Hof stammen!“, usw. Es ist in unserem Dorf und auch in

anderen Dörfern unserer Gemeinde und Region gang und gäbe, dass der erstgeborene Sohn einer Familie den Hof einmal übernimmt. Weitere Kinder aus der Familie muss der Hoferbe auszahlen, d.h., er hat eine von den Eltern festgesetzte „Mitgift“ zu zahlen. Diese Sach- oder Geldleistungen waren in einer Höhe festgesetzt, die diesen Hof als solchen nicht übermäßig belasteten, so dass der Hof weiter überleben konnte. Der Hof durfte durch Auszahlungen an die weiteren Geschwister nicht in Not geraten. Glücklicherweise konnte der Hoferbe sein, wenn seine Anvertraute ebenso eine Mitgift einbrachte, welche die Belastungen des Hoferben kompensierte.



Bauernhochzeit auf dem Hof Heinrich Heuser in Niederweimar im Jahr 1933. Der Bräutigam Heinrich Rösser stammt aus einem großen Bauernhof in Elnhausen und heiratet hier ein. Die bunten Trachten der Kinder und Frauen kommen durch das „Schwarz-Weiß- Bild“ leider nicht so zur Geltung.

Eine Hochzeit im Dorf kündigt sich schon lange im Voraus an. Verwandtschaft und Nachbarn wurden in großem Stil eingeladen. Die Feierlichkeiten erfolgten im eigenen Haus. Für die vielen Gäste wurden Räume ausgeräumt, um alle unterbringen zu können. Bürgerhäuser gab es nicht. Im weitesten Sinne war die ganze Dorfschaft an einer großen Bauernhochzeit beteiligt. Es gab auch Familien, die nicht so begütert waren wie große Bauernhöfe. Bei solchen Familien fielen Hochzeitsfeiern eben etwas kleiner aus. Mit dem Auszug einer jungen Braut in einen anderen Hof oder über Land in ein anderes Dorf musste natürlich die gesamte Mitgift, sprich Möbel, Truhen, Porzellan, Bekleidung und sonstige Einrichtungsstücke, in die neue Heimat gebracht werden. Dieses geschah mit dem sogenannten Brautwagen. Die Schreiner waren zuständig dafür, den Brautwagen zu bepacken. Es musste ja alles richtig verpackt werden, damit auf dem Weg nichts zu Bruch ging. Unterwegs wurde der Brautwagen oft von Burschen angehalten, um einen Umtrunk zu ‚erbitten‘. Das war den Brautleuten bekannt, und sie hatten sich darauf eingestellt. Einer Heirat in einen Bauernhof gingen viele Gespräche voraus. Die „Alten“ mischten sich oft mit ein. Die Braut oder der Bräutigam hatte durch ihre Hofgrößen zueinander zu passen. Eine junge Frau

oder ein junger Mann hatten es schwer, zueinander zu kommen, wenn die jeweiligen Höfe unterschiedliche Größen auswiesen. Man sagte, die junge Frau aus dem „Krämchen“ (kleiner Hof) mit nur einem Pferd passt doch gar nicht in den Hof des Bräutigams, der für vier Pferde Ackerland zu bewirtschaften hat. Wenn sich aber nach der Hochzeit zeigte, dass die junge Frau auf dem Hof „ihren Mann“ stellte, d.h. kräftig mitarbeitete und keine Arbeit scheute, war alles in Ordnung. Und wenn dann die „Alten“ ihre Enkel auf ihren Schoß nehmen konnten, war die ursprüngliche Skepsis gegenüber der jungen Frau vergessen und alle waren glücklich. Es war auch eine Selbstverständlichkeit, dass die ganze Familie, ob jung oder alt, zusammen an einem Tisch beim Essen saß. Auch Wohnzimmer und sonstige Räume wurden gemeinschaftlich genutzt. Das war die junge Frau von zu Hause gewöhnt. Meiner Einschätzung nach waren diese Gepflogenheiten in unseren Dörfern in Weimar gleich. Noch anfügen möchte ich, dass bei Anlässen, wie einer Hochzeit, größtenteils die gesamten Feierlichkeiten gegen Abend unterbrochen wurden, um das Vieh in den Ställen zu versorgen. Das betraf den Hofeigentümer genauso wie die geladenen Gäste.



Brautwagen von Elisabeth Fegmeier aus Argenstein. Elisabeth Fegmeier, hat den Niederweimarer Georg Koch geheiratet und zieht mit ihrer gesamten Mitgift in ihr neues Zuhause am Graben ein. Die zwei Gespanne vor dem vollgeladenen Leiterwagen sollen verdeutlichen, dass es sich um eine große Mitgift handelt. In der Einspanner-Kutsche, rechts im Bild, wird die Braut von ihrem Bruder Karl Fegmeier, gefahren. Die Aufnahme wurde im Jahr 1928 vor unserem Grundstück in der Herborner Straße gemacht.

Wenn Zwetschenmuskochen (Hoinkkochen) bei einer Familie anstand, fanden sich bald Nachbarn und Bekannte zum Mithelfen ein. Zwetschen mussten entkernt werden, Birnen waren zu schälen, Zuckerrüben geschnitzelt werden, und das alles in großen Mengen, um sich einen Vorrat für ein ganzes Jahr zu sichern. Hatte sich ein solches Treffen herumgesprochen, gesellten sich auch bald die Burschen dazu. Der eine oder andere brachte etwas Trinkbares mit, und so kam es bald zur geselligen Runde. Gleiches geschah auch bei den „Spinnstuben“. Das gemeinsame Spinnen in den Wintermonaten war ebenso ein fröhliches Treffen bei Kaffee und Kuchen. Man saß in der warmen Stube in einer Runde zusammen und erzählte sich Neuigkeiten, Anekdoten und sonstige Ereignisse.

Eine bekannte Person erzählte mir, dass sich unter der großen Linde im Dorf oft Liebschaften zum Kuschneln trafen. Das wusste eine allseits bekannte Person (auf den Namen will ich verzichten) in unserem Ort. Der hatte sich oben in dem Baum versteckt aufgehhalten und wollte nun hören, was sich die jungen Leute zu erzählen hatten und was sie trieben. Das Mädchen habe erzählt: Meine Eltern wollen nicht, dass ich mit dir gehe. Das alles hörte der im Baum sitzende mit. Als dann das junge Mädchen zu ihrem Liebhaber gesagt habe: „Der da oben wird das schon richten“, (sie meinte Gott), habe der im Baum sitzende Gauner gerufen. „Der da oben sch..... euch was“.

Essgewohnheiten

Die Essgewohnheiten der Menschen in unseren Dörfern haben sich etwa in den letzten 70 Jahren stark verändert. Heimatvertriebene und Flüchtlinge aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten haben ihre Kochgewohnheiten mit in ihre neue Heimat gebracht. Diese sind bei uns durch Heirat und dergleichen auch zur Selbstverständlichkeit geworden. Im Großen und Ganzen ähneln sie den hiesigen dörflichen Gebräuchen. Aber bei den Gastarbeitern und deren Familien, die in den 1950er und 1960er Jahren aus den verschiedenen Ländern, vorrangig Spanien, Italien, Portugal, Griechenland und der Türkei zu uns gekommen sind, ist es anders. Durch sie haben wir Deutschen neue Gerichte serviert bekommen, dazu zählen: Kebab, Pizzen, Döner, Hamburger und einige andere, die mir weniger bekannt sind. Diese neuen

Essgerichte hat vor allem unsere jüngere Generation angenommen.

Wie haben sich die Menschen in früheren Zeiten ernährt? Kartoffelsalat war eines der Hauptgerichte, der in vielen Bauernhäusern am Sonntagabend auf den Tisch kam. Ich habe noch Gespräche in Erinnerung, dass durch Verzehr des Kartoffelsalates das Brot eingespart werde. Ansonsten wurden solche Gerichte zubereitet, deren Zutaten man im Garten oder auf dem Feld selbst anbaute. Was wurde aufgetischt, wenn man zu einem Geburtstag oder einer anderen Feier eingeladen war? Es wurden Formenkuchen, auch Gugelhupf genannt, und Blechkuchen /Streuselkuchen serviert. Torten und sonstiges süßes Gebäck, wie man es heute kennt, waren in den alten Zeiten größtenteils unbekannt.

Die Kinder

Spielsachen für Kinder in heutigem Sinne waren unbekannt. Womit beschäftigten sich Kinder? Selbst gebastelte Spielsachen aus Holz waren Geschenke an Weihnachten und bei Geburtstagen. Es waren Wägelchen mit Pferdchen oder sonstigen Tierchen, die man im Großen auch auf dem Hof vorfindet. Und so lernten die Kinder spielend beizeiten das Leben und Arbeiten auf den Höfen. Spielsachen wurden in Geschäften zwar angeboten, doch bei vielen Eltern fehlte das nötige Kleingeld. Das Gehen auf

Stelzen, Schlagball-Spielen, Hickel-Häuschen hüpfen und Reifen schlagen, das waren die Beschäftigungen.

Meine Mutter erzählte mir einmal (sie war ein Zwillingsskind), sie und ihre Schwester hätten gerne mal einen „Gasball“, so nannten sie einen einfachen Ball besessen, aber die Mutter habe mehrmals gesagt: „Ihr Kien (Kinder), wir haben für solche Spielsachen kein Geld“. Mutter hat aus alten Lumpen einen Ball

zusammengenäht, und diesen mit Heu vollgestopft. Das war dann der Ball. Man musste zufrieden sein.

Häuschen bauen im Feld oder Wald war schon etwas für die größeren Jungen. Das

Fußballspielen fing erst in den 1930er Jahren richtig an. In früheren Zeiten spielten Kinder auch mit Bällen, aber das war kein Fußball in heutigem Sinne.



Kinder lernten schon beizeiten mit der späteren Wirklichkeit umzugehen. Was sie wohl mit der Erde oder den Steinen auf dem Wägelchen vorhatten, bleibt unbeantwortet. Die Aufnahme entstand im Jahr 1946 in Niederweimar und zeigt die Kinder v. l. Hermann Raile, Konrad Müller, Willi Dennefleh und Jürgen Grebe-Grotefend.



Kinder vergnügten sich auf einem Stapel Brennholz auf Wirts Hof im Alten Dorf in Niederweimar. Sie haben hier ihren Spaß. Jedenfalls war das Turnen auf dem Haufen Holz nicht ganz ungefährlich. Die Scheite konnten auseinander rutschen und hätten den Kindern Schaden zugefügt. Die Aufnahme entstand Mitte der 1930er Jahre.

Backhaus

In jedem unserer 12 Dörfer der Gemeinde steht oder stand ein Backhaus. Nach der alten Gemeindeordnung war eine Kommune verpflichtet, eine solche Einrichtung zu schaffen, wenn ein allgemeines Interesse bei der Bevölkerung bestand. Das trifft übrigens auch auf die weiteren Einrichtungen, wie die Viehwaage, die Vartierhaltung, Brunnen usw., zu. Ein allgemeines Interesse besteht bei den Backhäusern heute nicht mehr. Sie sind nur noch den älteren Generationen gewärtig. Jedoch nutzen noch einige Familien in unseren Ortsteilen das Backhaus, soweit es noch funktionsfähig ist, um ihr „tägliches Brot“ selbst zu backen. Aber auch hier deutet sich ein Rückzug an, sodass auch diese Einrichtungen in naher Zukunft ganz verschwinden werden.

Ein Backhaus war in alten Zeiten eine unentbehrliche Einrichtung. Bäckereien waren nicht überall in unseren Dörfern vorhanden. Manch großer Bauernhof besaß ein eigenes Backhaus.

Die bäuerliche Bevölkerung hatte das Getreide, also auch Mehl, und buk ihr Brot selbst. Von dem Teig in dem Backtrog konnte man ca. 12 bis 15 Laibe Brot formen, die für etwa zwei bis drei Wochen reichten. Es war eine mühsame Arbeit, den Brotteig zusammen mit dem Sauerteig anzurühren. Wenn der Knetvorgang abgeschlossen war, musste der Teig über Nacht „stehen“. Am nächsten Tag musste der Teig nochmal bearbeitet werden. Meine Mutter erzählte mir einmal, es muss so lange geknetet werden, bis man einen eingeworfenen Pfennig oder Knopf wiederfindet. Das Backhaus wurde angeheizt. Derweil brachte man die geformten Laibe, auf einem „Backbrett“ und auf dem Kopf getragen, zum Backhaus. War der Ofen heiß genug, schob man die Laibe mit dem Backschieber hinein. Nach ca. einer Stunde war das Brot fertig gebacken, und man hatte wieder für zwei bis drei Wochen Vorrat.



Backvorgang in Niederwalgern im Jahr 1938. Der Ofen war angeheizt und die vorbereiteten Laibe brachten die Frauen mit dem Backbrett auf dem Kopf getragen zum Backhaus. Hier nahm sie der an der Tür stehende Mann in Empfang, nahm den Frauen die geformten Laibe ab und schob sie in den geheizten Ofen. Nach ca. einer Stunde waren die Laibe gebacken und ein Vorrat für zwei bis drei Wochen war gesichert.

Noch zu erwähnen wäre das Auslosen der Backzeiten. Familien, die ihr Brot backen wollten fanden sich nach dem Feierabendläuten beim Backhaus ein. Jede Familie hatte ein Spielblättchen aus Blech in Größe einer heutigen Euro-Münze, in dem die Hausnummer eingetragen

war. Die Backinteressenten legten dieses in einen Hut oder in eine Schürze eines Teilnehmers. Der Jüngste oder Älteste, je nach Brauch, zog ein Spielblättchen. Dieser Eigentümer durfte zuerst am nächsten Morgen mit dem Backen beginnen. Es gab eine Liste mit eingetragenen

Straßen, nach der die Reihenfolge der weiteren Backinteressenten festgesetzt war. Wenn nur ein Backwilliger beim Backhaus vorsprach,

entfiel das Auslosen. In Niederweimar wurde das Brotbacken im Backhaus in den 1950er Jahren bis auf wenige Familien eingestellt.



Backinteressenten in Roth haben sich vor dem Backhaus versammelt, um auszulosen, wer mit dem Backen am nächsten Tag beginnen darf. Die Aufnahme entstand im Jahr 1950. An der Anzahl der Menschen lässt sich erkennen, dass in dieser Zeit das „tägliche Brot“ noch von vielen Familien im Dorf selbst gebacken wurde.

Feuerwehr

Die Geschichte über das Feuerlöschwesen hat unser verstorbener Chronist, Herbert Kosog, geschrieben und in der Heimatwelt Nr. 19 in 1988 veröffentlicht. Danach gab es schon um das Jahr 1750 Vorschriften, Anweisungen und Verordnungen zur Brandbekämpfung. Es erschienen Begriffe wie: Brandbezirke, Feuerläufer, Wegstunden, Steiger, Verpflichtung der Männer zum Helfen bei Brandgefahr bis zum 50. Lebensjahr, zum Hilfefahren usw. Auf Grund dieser Vorschriften mussten die Gemeinden die Pflichtfeuerwehren einführen.

Um die Jahre 1900 gründeten sich in unseren Dörfern Freiwillige Feuerwehren. Ich bin als 15-jähriger im Jahr 1950 der Freiwilligen Feuerwehr beigetreten. Zu dieser Zeit gab es noch keine Jugendfeuerwehr. Der damalige Kassierer nahm die neuen Mitglieder erst mit dem 18. Lebensjahr in sein Kassenbuch auf. Ich wurde also

als Mitglied erst im Jahr 1953 geführt. Von da an beteiligte ich mich an den turnusmäßigen Übungen. Mir fiel das Ziehen der Spritze zu, weil wir einen neuen Kleinschlepper der Marke Holder besaßen, der sich für das Bewegen der Spritze gut eignete. Daraus ergab sich, dass ich auch die Motorspritze bedienen musste. Ich war also auch der Maschinist in der Wehr. Der erste Einsatz für mich war der Großbrand auf dem Bauernhof Gilbert im Jahr 1956, bei dem ein Großteil der Wirtschaftsgebäude vernichtet wurde. Ein unter dem Vordach des Hofes stehender Wagen, mit Stroh beladen, war durch einen einheimischen bekannten jungen Mann angezündet worden. Bei dieser Feuersbrunst waren mehrere Wehren aus den Nachbardörfern zur Hilfeleistung gekommen. Soweit ich mich erinnern kann, sind damals keine Menschen oder Tiere zu Schaden gekommen.



Eine noch erhaltene handbetriebene Feuerwehrspritze in Roth. Sie wird nicht mehr gebraucht und steht nur noch als Museumsstück in der Halle. Sie dürfte um das Jahr 1900 gekauft worden sein.

Zu dieser Zeit trugen die Feuerwehrangehörigen in Niederweimar als Kennzeichnung nur eine Schildmütze mit dem Feuerwehr-Emblem an der Stirnseite. Bald danach organisierte der damalige Brandmeister, Jost Brusius, zusammen mit Bürgermeister Gerlach einen Ausflug mit uns Feuerwehrkameraden in das Sauerland mit dem Ziel, Uniformen für die Wehr zu kaufen. Die beiden hatten in Erfahrung gebracht, dass gebrauchte Polizeiuniformen im Zuchthaus Werl / Westfalen durch einsitzende Straftäter aufgearbeitet würden, die sich für Feuerwehrmänner gut eignen würden. So kam es. Am Zuchthaus angekommen, wurden wir von der Leitung des Hauses empfangen. Pässe mussten vorgelegt werden und Gesichtskontrollen wurden durchgeführt. Einer von uns hatte seinen Ausweis vergessen, und er durfte nicht mit in das Gebäude. Er musste also vor dem Tor ausharren, bis wir zurückkamen. Wir waren etwa 15 Feuerwehrmänner, die in einem Warteraum des Hauses unter Bewachung ausharren

mussten. In kleinen Gruppen kamen wir in die Schneiderei, wo ca. sechs Insassen die Bekleidungsstücke aufarbeiteten. Ich erinnere mich: „Brandmeister Brusius hatte die Hosentaschen voll mit Zigarettenschachteln. Vorsichtig und ohne dass es ein Aufseher merkte, schob er einem Gefangenen eine Schachtel zu mit der Bitte: „Sucht mal etwas Gescheites für uns heraus“. Und so bekamen wir Feuerwehrmänner unsere ersten Uniformen. Sie sahen neuwertig aus und für die Gemeinde waren sie kostengünstig. In meiner aktiven Zeit habe ich an mehreren großen Brandeinsätzen teilgenommen. Die heutige Ausstattung der Feuerwehren in unseren Orten ist nicht mehr zu vergleichen mit der vor ca. 70 Jahren. Die Aufgaben der Wehren in Bezug auf Hilfeleistungen haben sich enorm geändert und sind angestiegen. Im Jahr 1993 wurde mir von Landrat Dr. Kliem das Goldene Brandschutzehrenzeichen am Bande für 40 Jahre aktiven Dienst bei der Wehr übergeben.

Schulen

Im Jahr 1771 wird erstmals eine Schule in Niederweimar erwähnt. 1805 wurde belegt, dass das heutige Wohnhaus im Alten Dorf mit der Hausnummer 12 das erste Schulgebäude war. Im Jahr 1863 wurde eine neue Schule am Huteweg gebaut. Es handelte sich jeweils um

einklassige Schulen. Die Kinder wurden in Schichten beschult. Eine mir bekannte ältere Frau berichtete mir folgendes: „Als ich die Schule besuchte, waren alle Klassen, vom ersten bis zum achten Jahrgang, in einem Klassenzimmer zusammen. Die Erstklässler saßen

vorerst nur da und hörten zu. Dann halfen die älteren Kinder, den jüngeren das Lesen beizubringen“. Ich selbst habe das nicht mehr erlebt. In meiner Schulzeit (1942 bis 1949) gab es getrennte Klassen in dem im Jahr 1913 errichteten neuen Schulgebäude in der Herborner Straße. Meine Schulzeit kann man nicht als glückliche Zeit bezeichnen. In der Hälfte meiner Schulzeit befand sich Deutschland im Kriegszustand. Ausfälle durch Fliegerangriffe und sonstige Störungen in den Jahren 1943-1945 waren an der Tagesordnung. Bei Fliegeralarm mussten wir Kinder schnell den Kellerraum aufsuchen oder noch eiliger nach Hause laufen. Aber das Nach- Hause- Laufen war nur dann möglich, wenn die Feindflugzeuge noch nicht zu sehen oder zu hören waren. Die Jahre 1945 bis zu

meiner Schulentlassung im Jahre 1949 waren geprägt von Schulausfällen. Das Schulgebäude wurde durch die Besatzungsmacht der Amerikaner beschlagnahmt. Nun waren Soldaten in der Schule untergebracht. Erst nach ca. vier Monaten wurde die Schule wieder freigegeben. Langsam lief der Unterricht wieder an. Zunächst nur mit den zwei Hauptfächern. Es fehlte an Lehrern, denn die bisherigen Lehrkräfte durften wegen ihrer politischen Verbindungen mit dem Nazi-Regime nicht mehr unterrichten. Die neuen Lehrkräfte, von denen ich im Nachhinein erfahren habe, dass sie ihre Ausbildung noch nicht abgeschlossen hatten, erteilten dennoch Unterricht. Alles in allem gesehen, haben meine Mitschüler und ich nur ca. sieben Jahre Volksschul-Unterricht erhalten



Mein Schulbild, aufgenommen auf dem Schulhof in der Herborner Straße kurz vor unserer Entlassung im Jahr 1949. Im Hintergrund ist der noch unbebaute Weinberg zu sehen.

Nach Ende des Krieges (bei uns hier in Niederweimar am 28. März 1945, 8,30 Uhr), begann eine arme Zeit, was die Ernährung betraf. War es auf dem Dorf noch erträglich, so ist bekannt, dass in den Städten die Menschen um das „tägliche Brot“ zu kämpfen hatten. Der Schwarzmarkt florierte. Ich erinnere mich: Aus dem Siegerland kamen Personen und fragten nach Essbarem. Einer von ihnen übernachtete mehrmals in unserem Kuhstall. Mit ihm hatte sich bei uns eine kleine Bekanntschaft entwickelt. Er brachte etwas für den Haushalt mit und erhielt dafür ein paar Pfund Getreide o.ä. Einmal bot uns der Siegerländer eine neue Kelter an, die er gegen Naturalien verkaufen wollte. Er wollte

nicht viel dafür haben. Es ging ihm nur darum, dass er etwas zu essen mit nach Hause nehmen konnte. Vater kaufte ihm die Kelter ab. Er bekam dafür eine kleine Menge an Getreide, das er in seinem Rucksack tragen konnte. Kelter und Gegenleistung an Getreide standen nicht im Verhältnis. Aber unsere Vorräte waren auch begrenzt, denn viele Verwandte und Bekannte aus der Stadt, welche die Eltern schon lange aus den Augen verloren hatten, erinnerten sich an uns als Kleinlandwirt und sprachen bei uns vor. In Verbitterung zogen sie wieder ab, weil sie, wie sie scheinbar glaubten, nicht genug erhalten hatten. Zurück zur Kelter: Vater war es unangenehm, dem Siegerländer für seine Kelter nicht

mehr an Naturalien geben zu können. Er nahm Kontakt zu zwei Nachbarn auf, die sich an den Kosten für die Kelter mit Getreide beteiligten. Darüber war der Besucher bei seinem nächsten Kommen übergücklich. Er konnte seiner Familie zu Hause eine Freude machen. Die Kelter gehörte nun uns drei Familien. Wir haben sie mit dem Handwagen am Bahnhof Niederwalgern abgeholt.

Von der Militärverwaltung wurde eine Notversorgung, die Schulspeisung, angeordnet. Die Schulkinder erhielten jeden Tag eine Mahlzeit, die im Schulkeller in einem großen Kessel

gekocht wurde. Es waren Eintopfgerichte, wie Suppen und Brei, und auch manchmal Süßigkeiten, wie Schokolade oder Erdnüsse. Die Schulspeisung erhielten nicht alle. Es wurde unterschieden zwischen Normalverbrauchern, Teil-Selbstversorgern und Selbstversorgern. Ich z.B. gehörte durch unsere kleine Landwirtschaft zu der Gruppe der Selbstversorger und erhielt daher keine Speise. Das war nicht weiter schlimm. Aber wenn es mal Süßigkeiten, wie Schokolade oder Erdnüsse gab, machten die Kinder der Selbstversorger lange Gesichter.



Schulspeisung in der Volks-Schule Niederwalgern. Kinder löffeln aus ihren mitgebrachten Töpfen oder Büchsen den gekochten Brei oder Suppe, die Schulspeisung. Denken wir heute einmal über die damalige Situation nach und lassen unsere Kinder und Enkelkinder so etwas einmal sehen.

In den kalten Jahreszeiten mussten wir Kinder Brennholz zum Heizen der Klassenräume mitbringen. Einige Schüler und ich, deren Eltern über eigenen Wald verfügten, hatten mehr Holz zu liefern, als die sogenannten Normalverbraucher. Bis die Klassenräume am Morgen geheizt waren, durften wir Kinder die warme Winterbekleidung anbehalten. Noch zu erwähnen wäre, dass für die gesamte Schule einschließlich der beiden Wohnungen für die Lehrer-Familien

nur eine Pumpe für das Frischwasser zur Verfügung stand. Die ältesten Schüler hatten das Gebrauchswasser den Lehrkräften in ihre Wohnungen zu bringen. Wenn im Winter die Pumpe eingefroren war, kamen Schüler oder auch die Lehrkräfte und baten um einen Eimer Wasser. Wenn das täglich vorkam, waren meine Eltern ungehalten, weil die Lehrer die Pumpe nicht winterfest gemacht hatten.

Das Leben

Man spricht gerne von der „guten alten Zeit“. Aber so rosig war die Zeit nicht immer. Bei vielen fehlte das Geld. Ich habe Familien gekannt, die teilten mit zwei Personen ein Ei. Für einen Haarschnitt verlangte der Frisör von mir als Selbstversorger zwei Eier oder ein Ei und 20 Pfennig. Das war nach dem Krieg. Eine weitere Person achtete stets darauf, dass das Licht im Haus nicht ständig ein- und ausgeschaltet wird, der Schalter könnte schneller kaputt gehen. Zu Mittag wurde nicht immer Fleisch serviert. Gerichte ohne Fleisch waren nichts Außergewöhnliches. Fetter Speck zählte schon als Fleischgericht. Viele Menschen waren arm. Mein Vater

erzählte mir einmal folgenden Vorgang: „Wir Burschen saßen Sonntagvormittags im Gasthaus. Da erschien ein allseits bekannter „Schnäpser“ und verlangte seinen üblichen Verzehr: Schoppen, Kännchen, Zigarre-. Der Gastwirt fragte ihn: „Haben deine Angehörigen heute am Sonntag Fleisch zu essen?“ Das wusste der „Schnäpser nicht. Der Gastwirt: „Dann geh nach Hause und frage danach!“ Der Schnäpser ging und kam zurück mit dem Ergebnis: „Ja, es gibt heute Speck“. Der Gastwirt: „Dann ist ja alles gut und du bekommst das Gewünschte.“



Der alte Müller mit seiner Ehefrau in Niederwalgern vor seinem Wohnhaus um das Jahr 1890. Sehen wir den Hauseingang mit der ausgetretenen Stufe, so wird die Armut in den damaligen Zeiten sichtbar. Auch der Zustand der Hofbefestigung bestätigt das. Durch die Haustür müssen viele Menschen mit ihren Pinnschuhen (Schuhe mit Eisennägeln) ein- und ausgegangen sein. Die Sandsteinstufe ist völlig abgelaufen. Trotz Armut waren die beiden Menschen sichtbar zufrieden.

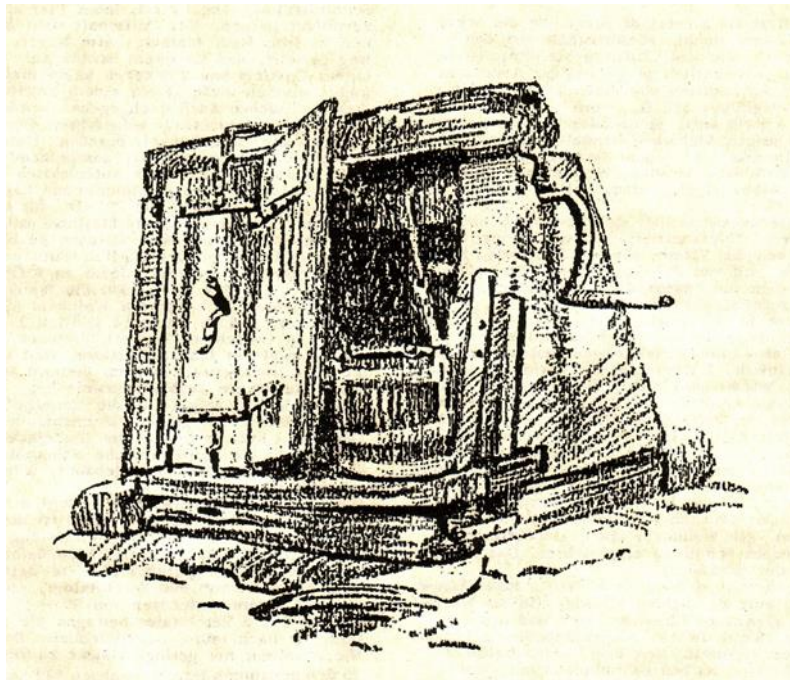
Wasserleitung und Abwasserentsorgung

Die zentrale Wasserleitung für Niederweimar wurde im Jahr 1956 verlegt. Bis dahin versorgten sich die Bewohner durch eigene Brunnen, oder sie holten sich ihr Gebrauchswasser aus den Dorfbrunnen.

Im Jahr 1968 erhielt Niederweimar die öffentliche Kanalisation. Das war auch nötig, denn durch diese beiden Einrichtungen wäre die Erschließung des Neubaugebietes „Der Weinberg“ nicht möglich gewesen. Weiter kam hinzu, dass im gesamten Dorf ein aus

hygienischer Sicht entstandener Zustand eingetreten war, der so nicht mehr anhalten konnte. Menschen leiteten ihre Abwässer in öffentliche Gräben, die das Dorf durchzogen. Diese waren allerdings nur für das Oberflächenwasser

vorgesehen. Es war ein illegales Einleiten von Schmutzwasser. So gäbe es vieles zu erzählen. Daraus wird ersichtlich, wie es in unserem Dorf und sicherlich auch in anderen Dörfern unserer Gemeinde in diesen Zeiten aussah.



Der Schöpf- oder Ziehbrunnen genannt, stand in Niederweimar in Höhe des Hauses Altes Dorf Nr.12, vor der alten Kirche. Ende der 1920er Jahre wurde er durch eine Schwengel-Pumpe ersetzt, die heute noch vorhanden ist, jedoch ohne Funktion. Bis zur Einführung der zentralen Wasserversorgung im Jahr 1956 diente der Brunnen als Wasserlieferant für die Bevölkerung im alten Dorf, soweit sie über keine eigenen Brunnen verfügte. Der Maler Karl Lang hat den Brunnen vor seinem Abriss gezeichnet.

Krankenversorgung

Vor dem Krieg gab es in Niederweimar noch keinen Arzt. Um einen Arzt zu erreichen, musste man „über Land“ gehen, so sagte man damals. In Niederwalgern war ein Landarzt beheimatet. Dieser machte auch Krankenbesuche in Niederweimar. Ein älterer Mitbürger erzählte mir einmal, dass der Arzt von Niederwalgern bei seinen Krankenbesuchen hier in Niederweimar stets bei „Hecks Ännchen“ (Hecks Anna) am Fenster anklopfte und nachfragte, ob sich noch jemand für einen Besuch gemeldet habe. Die Bevölkerung wusste, dass sie sich im Bedarfsfall beim „Ännchen“ melden konnten. Das „Ännchen“ war für den Arzt die Ansprechpartnerin. Man ging auch nicht bei jeder Unpässlichkeit gleich zu einem Arzt. Die

Krankenschwester, eine Diakonisse, ersetzte bei kleinen Wehwehchen den Arzt. Ich erinnere mich, wenn mir als Kind etwas fehlte oder mir übel war, ging meine Mutter mit mir zur Gemeindeschwester Wackerbart, die in der alten Schule wohnte und auch ihren Behandlungsraum dort hatte. Sie maß mir erst die Körpertemperatur und das war mir unangenehm. Ich habe mich stets dagegen gewehrt. In Niederweimar machte sich erstmals ein allgemeiner Mediziner sesshaft, der Arzt Dr. Wöhner. Er richtete seine erste Praxis in dem Sälchen des Obergeschosses der Gastwirtschaft Kuhn, später Weimarer Hof, ein. Im gleichen Gebäude entstand auch die Apotheke von Heinz Voigt.



Diakonie-Krankenschwester Wackerbart , die im Gemeindehaus im Huteweg wohnte und dort auch ihre Praxisräume hatte. Zu erkennen sind die beiden Niederweimarer Jungen Ruppert Schnabel und Heinrich Mengel. Die weiteren Kinder sind unbekannt. Wo die Aufnahme entstand, ist ebenso nicht bekannt. Sie befindet sich im Gemeindearchiv. Nach dem Alter der Jungen zu urteilen, dürfte das Bild um 1940 entstanden sein.

Nachkriegszeit

In den Jahren nach dem Zusammenbruch des Deutschen Reiches mussten unsere Dörfer viele heimatvertriebene Menschen aus den verlorenen Ostgebieten aufnehmen. Die Einwohnerzahlen in den Dörfern stiegen rasant an. Für die Neubürger musste Wohnraum geschaffen werden. Das war nicht immer einfach. Ich habe so manche Gegebenheiten bei der Vergabe von Wohnraum in Erinnerung. Der Zuwachs von Menschen führte dazu, dass neue Wohngebiete

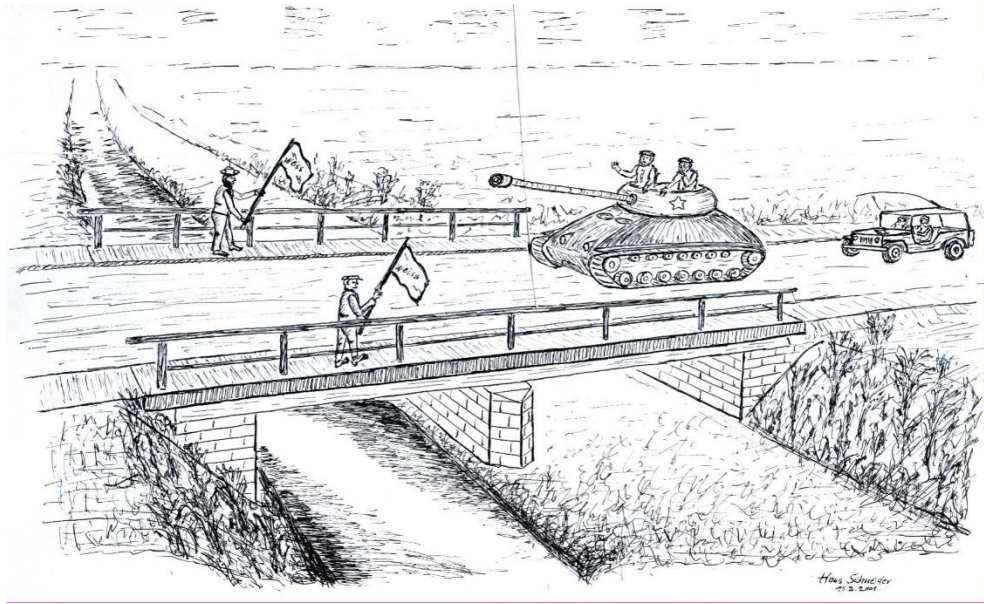
ausgewiesen werden mussten. Besonders in den Orten Niederweimar, Niederwalgern, Roth und Wenkbach war dieses der Fall. Selbst wenn so manche neu angekommenen Familien weiterzogen, so sind doch viele hier heimisch geworden. Hiermit will ich meine Erinnerungen von den Veränderungen in unseren Dörfern in den letzten 100 Jahren und hier, insbesondere in den Jahren nach dem zweiten Weltkrieg, beenden.



Bahnhof Niederweimar, Bild von 1935. Der Bahnhof wurde durch Fliegerangriffe im Oktober und November 1944 stark zerstört. Er wurde wiederaufgebaut und im Jahr 1968 stillgelegt.



Zwei Traktoren waren nötig, um die Fuhre mit Langholz zu fahren. Die Maschinen tragen das Kennzeichen „AH“ = amerikanische Zone Hessen. Die Aufnahme entstand im Interessenten-Wald Roth im Jahr 1948.



Amerikanische Streitkräfte rückten am 28. März, 8,30 Uhr, 1945, in Niederweimar ein. Der damalige Bürgermeister, Johann Müller, und der spätere Bürgermeister, Wilhelm Gerlach, standen auf der Allnabrücke und hissten weiße Fahnen. Sie wollten zeigen, dass sich das Dorf nicht verteidigen will. Diese Entscheidung wurde später von der Bevölkerung mit Bewunderung und Dank aufgenommen. Eine Verteidigung des Dorfes, wie von „oben“ befohlen, hätte für unseren Ort schwerste Folgen haben können. Die Zeichnung ist von mir, da ich auf kein Foto dieser Zeit zugreifen konnte.



Für die im Krieg konfiszierte Glocke hat die Kirchengemeinde Niederweimar wieder eine neue Glocke anfertigen lassen. Gleichzeitig gab sie eine weitere Glocke Auftrag. Die beiden neuen Glocken wurden im Oktober 1960 auf dem Schulhof unter großer Anteilnahme der Bevölkerung übergeben



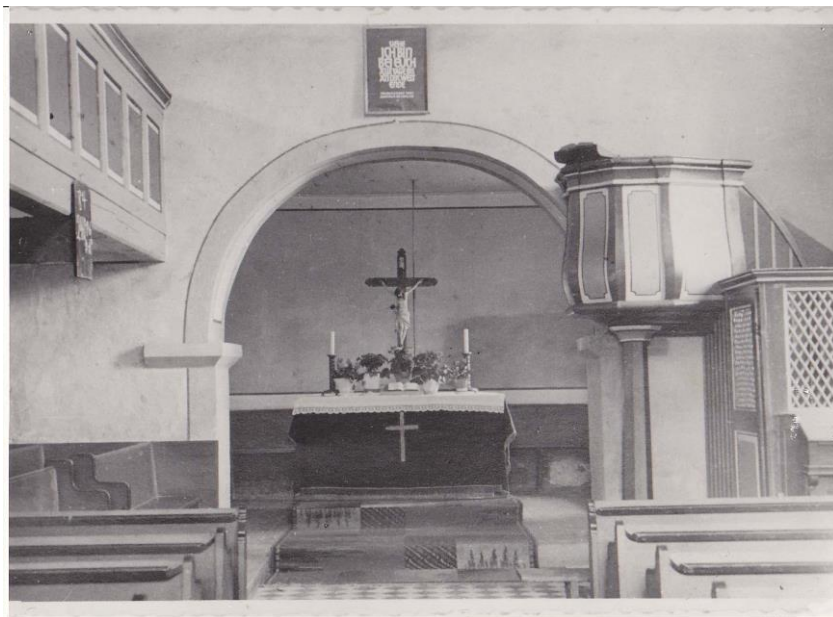
Ein Kuhgespann in Niederwalgern um 1920 bei der Ernteeinfuhr. Das Foto zeigt Jakob Schneider und seine Ehefrau oder Schwester.



Eine Dreschmaschine auf dem Hof Gerlach in Kehna. Der Antrieb erfolgt noch mit einem mächtigen Dampfkessel. Der elektrische Strom war noch nicht vorhanden. Das Bild muss also vor 1915 entstanden sein.



Alte Dorfstraße Niederweimar im Jahr 1914. Das Haus vorne ist das erste Schulgebäude im Ort. Im Jahr 1914 bekam Niederweimar die erste Elektrizität. An den aufgestellten Strommasten wird das sichtbar. In den Seitenrinnen (Druseln) vergnügt sich das Federvieh.



Die alte Kirche in Niederweimar im Jahr 1949. Sie wurde nach der Einweihung des neuen ev. Gemeindezentrums im Jahre 1974 entbehrlich und wurde ‚entweiht‘. Es folgte ein Umbau und der Verein ‚Alte Kirche Niederweimar‘ füllt das Gebäude mit kulturellem Leben. Viele Trauungen finden dort statt.

Bildnachweis:

Einige Bilder kommen aus meinem persönlichen Fundus. Bei einem Bild habe ich die Herkunft im Text angegeben. Die restlichen Bilder liegen im Bildarchiv der Gemeinde Weimar und können für Veröffentlichungen verwandt werden.